

**Der deutsche Weltkriegs-General, der Zehntausende von Juden rettete**

Nummer 48 – 30. November 2017 – 85. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCH



## Vom Juncker verweht

Kohäsionsgezwoitscher: Was läuft da zwischen Bern und Brüssel?

*Von Christoph Mörgeli, Katharina Fontana, Corrado Pardini u. a.*

## Schawinskis neue Freunde

Warum der Radiopionier plötzlich in Pakistan Furore macht. *Von Philipp Gut*

## Männer, die sich hochschlafen

Nebenwirkungen der Emanzipation.

*Von Wäis Kiani*

**Schweizer Luxus-Hotels**  
Karl Wild über die neuen Stars,  
die schönsten Häuser,  
die besten Chefs

4 194407 006904









PATEK PHILIPPE  
GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.

Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender Chronograph Ref. 5960/1A

Patek Philippe Boutique  
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88  
beyer-ch.com





Dinner und Show: «Wings by Rigolo»

# Poesie zwischen Himmel und Erde

Lassen Sie sich verzaubern vom internationalen Artisten- und Tänzerensemble des «Rigolo Swiss Nouveau Cirque» vom 26. - 30. Dezember 2017 in Zürich! Und geniessen Sie zur Einstimmung ein perfekt auf den Abend abgestimmtes Essen im festlichen Rahmen der Loft der Samsung Hall.

Was liegt näher, als das Jahr 2017 mit atemberaubender Luftakrobatik, be rauschender Musik und berührendem Tanztheater ausklingen zu lassen? In der neuen Samsung Hall, nur wenige Schritte vom Bahnhof Stettbach entfernt, erleben Sie dieses einmalige Spektakel für alle Sinne – ein unvergessliches Highlight zwischen den Jahren. Bilder voller Poesie wechseln sich ab mit hinreissender Artistik und Hip-Hop- sowie Steptanz der Weltklasse. Aufwendige Kunstobjekte entfalten auf der Bühne ihr fantasievolles Eigenleben, und als Höhepunkt erleben Sie die berühmte Balance-Performance mit einer Feder und dreizehn Palmenblättern.



## Platin-Club-Spezialangebot

«Wings by Rigolo»  
Exklusives Dinner und Show in der  
Samsung Hall Zürich, am 26., 29. oder  
30. Dezember 2017

### Leistungen:

- 1 Ticket, Kategorie 1 (Wert Fr. 106.90)
- 1 Dinner «mundARTistic» (Buffet à discrétion, Wert Fr. 113.–)

### Spezialpreis für Weltwoche-Abschottenten:

Fr. 146.90 (statt Fr. 219.90)

Achtung: Das Angebot ist limitiert und gilt nur für Weltwoche-Abschottenten.

### Buchung:

Reservieren Sie an Ihrem Wunschdatum unter [www.ticketcorner.ch](http://www.ticketcorner.ch): Bitte Sonderaktion Weltwoche «Rigolo» Platin auswählen und den Code WeltwocheP eingeben.

### Veranstalter:

Samsung Hall, Hoffnigstrasse 1, 8600 Dübendorf  
[www.samsunghall.ch/wings](http://www.samsunghall.ch/wings)

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)





Das mediale Echo hallte nach dem Staatsbesuch von EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker bei Bundespräsidentin Doris Leuthard genau so nach, wie es Bundesbern gewünscht hatte: Es herrschte ziemlich einhelliger Jubel über das deblockierende Tauwetter nach längerem Permafrost zwischen Brüssel und Bern. Dazu gab's ein paar mehr oder weniger kritische Anmerkungen zur bedingungslosen 1,3-Milliarden-Franken-Zahlung an die EU. Doch wie genau steht es um die gegenseitigen Beziehungen? Was steckt hinter den beiderseits gewählten Worten? Wohin sollen die Verhandlungen führen? Antworten gibt unsere Titelgeschichte. **Seite 18–23**

Gilles Kepel ist einer von ihnen: Wenn der französische Soziologe, Arabist und Dschihad-Forscher seine Schlüsse zieht, spitzt das Publikum die Ohren. Neuerdings tut dies auch Frankreichs Präsident Emmanuel Macron, der Kepel als persönlichen Berater beigezogen hat. Dessen Kunde ist erbaulich: Das Terrorrisiko in Europa sinke, die Gefahr eines Bürgerkriegs, vor der er jüngst noch gewarnt habe, sei gewichen. Urs Gehrig hat Kepel in Zürich getroffen. «Ich fühle mich wie neugeboren», sagte der Professor nach einer Tramfahrt durch Zürich. Es war der erste Tag seit andert-halb Jahren, dass sich der vom IS auf die Todesliste gesetzte Kepel ohne Personenschutz bewegen durfte. **Seite 42**



**Stars der Luxus-Hotellerie:** Nathalie Seiler-Hayez.

In den neunziger Jahren steckte die Schweizer Luxushotellerie, einst weltweit das Mass aller Dinge, hoffnungslos in der Krise. Es gab noch ein paar Ausnahmerecheinungen, ansonsten herrschte tiefste Finsternis. Dann geschah das Unglaubliche: Schwerreiche Investoren gaben den Palästen den verlorenen Glanz zurück. Und eine neue Generation von exzellenten General Managern führte die Häuser wieder an die Weltspitze. Unser Autor

Karl Wild, der die Szene kennt wie kaum ein anderer, beschreibt das Wunder. Und zeigt die zehn neuen Stars der Fünf-Sterne-Hotellerie. **Seite 54–64**



**Verhinderte Völkermord:** Erich von Falkenhayn.

Ausgerechnet ein deutscher General als Retter der Juden in Palästina? Als Erich von Falkenhayn 1917 nach Jerusalem kam, um die Türken gegen die vordringenden Briten zu unterstützen, traf er die dortige jüdische Bevölkerung in grösster Unruhe: Der türkische Befehlshaber Cemal Pascha wollte sie auf Todesmärsche schicken, wie er es kurz zuvor mit den Armeniern getan hatte. Falkenhayn unterband einen solchen Völkermord. Christoph Mörgeli erzählt diese kaum bekannte Episode, der gerade vor dem Hintergrund der späteren deutschen Geschichte ein besonderer Stellenwert zukommt. **Seite 68**

*Ihre Weltwoche*

**SCHLAFLOS?  
ÜBERMÜDET?  
GEREIZT?**

---

Zeit für eine Auszeit.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld  
und ein umfassendes medizinisches  
Angebot dafür.

Seeklinik Brunnen AG  
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen  
T 041 825 48 48 | [www.seeklinik-brunnen.ch](http://www.seeklinik-brunnen.ch)

**Impressum**

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huisselfing, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann

**Bildredaktion:** Martin Kappler, Julia Dunlop (*Assistentin*)  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH  
**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.





**Einladung zum Polit-Gipfel mit Christoph Blocher,  
Peter Bodenmann, Franz Steinegger und  
Roger Köppel (Moderation)**

# **Die Schweiz und Europa – 25 Jahre nach dem EWR-Nein**

**In Zusammenarbeit mit EfficiencyClub**  
*Wirtschaft im Dialog*

**Dienstag, 5. Dezember 2017**

**Ort: Volkshaus, Theatersaal, Stauffacherstrasse 60, 8004 Zürich**

**Programm: Einlass: 19.00 Uhr, Polit-Gipfel: 20.00 Uhr,  
Ende des Anlasses: ca. 21.30 Uhr**

**Informationen: Ihre Anmeldungen erwarten wir gerne bis spätestens  
Sonntag, 3. Dezember 2017, per E-Mail unter [events@efficiency.ch](mailto:events@efficiency.ch)**



## Vom Juncker verweht

Juncker entflieht der Tristesse seiner Probleme. Leuthard gibt die Landesmutter. Ein Filmstoff wie für Aki Kaurismäki.

Politik ist Aufführung, Schauspiel, manchmal absurdes Theater. So war es letzte Woche beim Staatsbesuch in Bern. EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker sprach von «Kaiserwetter». Wenigstens meteorologisch durfte er sich als Kaiser fühlen. Die anwesenden Schweizer Politiker strahlten und schnurrten wie Kätzchen. Es wurden ein paar unbedeutende Verträge unterschrieben und Geldbeträge, die noch nicht bewilligt sind, versprochen. Alles sah aus wie richtige Politik, aber am Ende blieb der Eindruck einer aufwendig produzierten, aufgekratzten Leere. Es war ein Tanz um fast nichts, wobei sich die Hauptdarsteller jede nur erdenkliche Mühe gaben, es nach etwas aussehen zu lassen.

Zwei Politiker, die sich vernachlässigt fühlen, laden sich gegenseitig mit Bedeutung auf. Bundespräsidentin Doris Leuthard suchte zum Abschluss ihres Präsidentschaftsjahrs den grossen Staatsakt. Da es keine attraktivere oder verfügbare Alternative gab, musste EU-Kommissions-Präsident Juncker herhalten. Er war der Resonanzboden, auf dem die Bundespräsidentin ihren baldigen Abschied von der Bühne probte. Sie gab sich als umsichtige Entkrampferin und Normalisierer der bilateralen Beziehungen, wobei das Selbstbewusstsein beeindruckte, mit dem sie bei der Pressekonferenz am Schluss die durchschlagende Ergebnislosigkeit des Treffens präsentierte.

Der lustige Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker wiederum verblüffte die in Bern ansässigen internationalen Diplomaten mit dem Umstand, dass er sich überhaupt nach Bern bemüht hatte. Die Verzweiflung in Brüssel muss gigantisch sein. Die EU steckt an allen Fronten fest. Beim Brexit lassen sich die störrischen Briten nicht unterkriegen. In Washington regiert ein Mann, der das Gegenteil von dem verkörpert, was die EU sein will. Und jetzt hängt auch noch die deutsche Kanzlerin Angela Merkel in den Seilen, während Aufsteiger Emmanuel Macron zwar poetisch von der EU redet, tatsächlich aber im Sumpf von Frankreichs Problemen wadet. Rien ne va plus, nichts geht mehr. Da greift man nach jeder Chance, um ein Lebenszeichen abzugeben.

Für Juncker war der Staatsbesuch in Bern eine willkommene Ablenkung von der Tristesse seines Alltags. Er konnte vor immerhin drei Bundesräten an der Illusion arbeiten, dass die

EU irgendwo doch noch etwas bewegen kann, auch wenn man es unter dem Elektronenmikroskop suchen muss. Vermutlich gehört die Schweiz zu den letzten Staaten weltweit, in denen ein EU-Kommissions-Präsident mit solchen Ehren jederzeit begeistert empfangen wird. Für diesen Strohalm war Juncker sogar bereit, das Nichtgeschenk einer versprochenen «Kohäsionsmilliarde» anzunehmen, über deren Zustandekommen erst noch das Parlament und vielleicht das Volk entscheiden muss. Nach dem «Kaiserwetter», schmunzelte der Funktionär, werde er die Schweizer jetzt «im Regen stehen» lassen. Es war bezeichnend, dass solche Metaphern so ziemlich das Einzige sind, was von diesem Gipfel hängen geblieben ist. Es wäre ein wunderbarer Stoff für den finnischen Meisterregisseur des Depressivfilms, Aki Kaurismäki.

Was ist aus Schweizer Sicht bemerkenswert? Die bundesrätliche Europapolitik ist mehr Theater als Inhalt. Die Politiker haben gemerkt, dass das Volk keine Annäherung an die EU will. Gleichzeitig möchten sie sich mit Brüssel keinen Ärger einhandeln. Man schwankt und schwänzelt zwischen Anbiederung und Verweigerung – in der Hoffnung, dass sich im Zuge des Brexit die Briten eine blutige Nase holen, während die Schweiz unbemerkt durchrutscht. In dieser komplexen Gefühlslage ist es wichtig, dass der emotional etwas verwirrte Bundesrat die richtigen Impulse aus dem Parlament erhält. Für alle, deren höchstes Lebensziel nicht darin besteht, irgendwann einmal als Bürger dieser institutionell verkrachten EU aufzuwachen, kommt es jetzt darauf an, ob sich die FDP endlich dazu durchringt, der EU-Mitgliedschaft, auch der passiven im Rahmen von Junckers «Freundschaftsvertrag», liebevoll adieu zu sagen.

bleiben wir optimistisch: Der neue FDP-Aussenminister Ignazio Cassis war nicht scharf darauf, für die «Kohäsionsmilliarde» und den Juncker-Vertrag vor die Kameras zu treten. Vielleicht überliess er dieses Geschäft auch deshalb seiner bald abtretenden Kollegin Leuthard, weil er darauf hofft, der Albtraum einer institutionellen Anbindung an die EU werde mit dem Rücktritt der CVP-Politikerin ebenfalls Geschichte. Zur



«Kaiserwetter.»

Darbietung der glamourösen Landesmutter ist zu sagen: Auch den begabtesten Politikern steht gelegentlich die eigene Eitelkeit im Weg. In ihrem Bemühen, gemeinsam steil herauszukommen, haben Juncker wie Leuthard ihrer Sache kaum gedient. Die Küsschen- und Kuscheldiplomatie dürfte auch EU-freundlichen Betrachtern eher auf abstossende Weise bewusst gemacht haben, dass bei aller Sympathie derzeit etwas gar viel Nähe und Übereinstimmung herrscht zwischen Bundesbern und Brüssel. Ob es die Buezer und Gewerkschafter so sehr schätzen, dass die Bundeskassen für die angebliche Solidarität mit der EU immer randvoll sind, während es für die Schweizer AHV hinten und vorne nicht mehr reicht?

Vielleicht sollten sich die Politiker ohnehin etwas weniger mit der EU, dafür ausgeprägter mit der Welt beschäftigen. Die USA haben sich bereits das Bankkundengeheimnis gekrallt. Jetzt will Trump aggressiv die Steuern senken. Die Deregulierung der Wirtschaft läuft bereits. Auch Regierungschefin Theresa May wird über kurz oder lang kräftig an der Steuerschraube drehen, um Grossbritannien für Unternehmer und Reiche attraktiver zu machen. Die Schweiz verschlechtert derweil unter Druck der EU ihre steuerlichen Rahmenbedingungen. Ohne Gegenleistung, auch hier. In Zürich ist zwischen Stadt und Kanton kurz vor Redaktionsschluss ein verheerender Steuerkompromiss ausgehandelt worden. Sogar die SVP jubelt mit. Das ist ein Alarmsignal, aber vielleicht noch nicht das letzte Wort. Die Juncker-EU wankt, die Wirklichkeit drückt durch. Noch haben es nicht alle realisiert in Bern, aber es werden immer mehr.

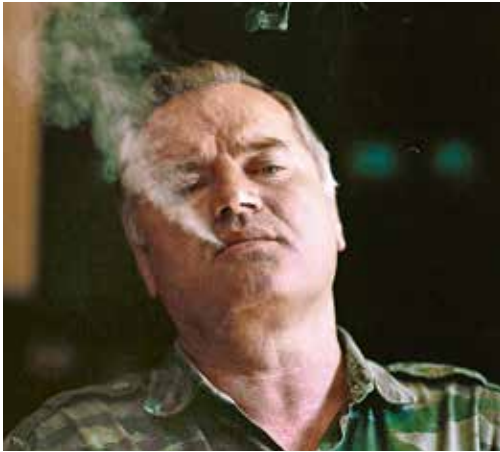
## Arthrose-Drama mit Happy-Hand.

Handchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.







Unter Heiligen: Ratko Mladic. Seite 50



Eitle und Empörte: Lukas Bärfuss. Seite 72



## «Was, wenn ich die nächste Präsidentin der Türkei werde?»

Meral Aksener: Seite 14

## Titelgeschichte

- 18 **Vom Juncker verweht**  
Was läuft zwischen Bern und Brüssel?
- 19 **Kohäsionszahlung**  
Wacklige Grundlage
- 21 **Geheimdiplomatie im Morgengrauen**  
Ominöses Kaffeekränzchen
- 22 **Wenn Osteuropa in Afrika liegt**  
Schweizer Geld für EU-Staaten
- 23 **Corrado Pardini** Der SP-Nationalrat verteidigt die Ostmilliarde
- 23 **Leuthards Lektion** Juncker und der Schwabenkrieg von 1499

## Interviews

- 24 **Filippo Leutenegger** Umschau mit dem Zürcher FDP-Stadtrat und früheren «Arena»-Moderator
- 45 **Wolfgang Sobotka** Österreichs Innenminister über seinen harten Kurs in der Flüchtlingsfrage

## Kommentare & Analysen

- 7 **Editorial**
- 11 **Kommentar** Terror in Ägypten
- 12 **Erziehung** Blaue Flecken
- 12 **Steuerreform** Altlast entsorgen
- 13 **Eilmeldung**  
Politiker macht «Rundschau»
- 14 **Kopf der Woche** Meral Aksener: Eine Wölfin gegen Erdogan
- 26 **Essay der Woche** Sexismus-Debatte: Bumerang für die Gleichstellung
- 30 **Die andere Meinung**  
Echtes Geld statt Pseudofranken
- 31 **Aufreger**  
Tödliche Hilfe vor der libyschen Küste

- 32 **Mörgeli Heuchler**, Oberheuchler, *Tages-Anzeiger*
- 32 **Bodenmann**  
Nationalbank reicher als die Reichsten
- 33 **Medien** Ein romantisches Ritual
- 33 **Die Deutschen** Aus der Traum

## Inland

- 28 **Schawinskis neue Freunde**  
Fan-Welle bei Planet 105
- 37 **Svenja Goltermann** Opfer-Kult
- 40 **Luxus und Sex** Schweizer Gefängnisse als Wellnessoasen
- 41 **Parlament** Velomanie statt Sparen

## Ausland

- 42 **Gilles Kepel** Der Dschihad-Forscher über die Terrorgefahr in Europa
- 46 **Amerikanisches Gerede**  
Die Russen und die westlichen Medien
- 47 **Inside Washington** «Wie ein Engel»
- 48 **Christian Lindner** Roland Tichy über den Chef der deutschen FDP
- 50 **«Opfer der Grossmächte»**  
Serben halten zu Karadzic und Mladic
- 52 **Von Kanada lernen**  
Einwanderungspolitik als Vorbild?

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 34 **Meister im Doppel** Ringier-Chef Marc Walders Digital-Strategie
- 54 **National digital**  
Der Staat fürchtet den Wettbewerb
- 54 **Stars der Luxushotellerie**  
Schweizer sind wieder Weltklasse
- 68 **Erich von Falkenhayn** Ein deutscher General verhinderte Judenpogrome

## Kultur & Gesellschaft

- 66 **Ikone der Woche**  
Prinz Harry und Meghan Markle
- 72 **Literaten im Kindergarten-Modus**  
Posse in der Schweizer Literaturszene
- 73 **Ungebrochene Courage** Die deutsche Ausgabe von *Charlie Hebdo*
- 76 **Männer, die sich hochschlafen**  
Die andere Seite der Emanzipation

## Rubriken

- 11 **Im Auge**  
Nadine Grelet-Certenais, Senatorin
- 16 **Personenkontrolle**
- 17 **Nachruf** David Cassidy
- 51 **Einspruch** Zu Jean Zieglers Artikel über Robert Mugabe
- 74 **Die Bibel** Der konstruierte und der lebendige Gott
- 74 **Kino** «Paddington 2»
- 75 **Knorrs Liste**
- 75 **Jazz** Jazz as Jazz Can
- 78 **Thiel** Linksrechts
- 78 **Namen** Schönheit, Geist und Kuchen
- 78 **Fast verliebt** Feministisch daten
- 79 **Unten durch** Wasser lassen
- 80 **Wein** Italianità über alles
- 80 **Zu Tisch**  
Restaurant «Adelboden», Steinen SZ
- 81 **Motorrad** Lego Technic BMW R 1200 GS Adventure
- 82 **Darf man das?/Leserbriefe**





**Kompetente  
Fachberatung.  
Bester Preis  
garantiert!**

# Schlafwohl

Markenmatratzen & Bettsysteme

## Was sind die heutigen Ansprüche an ein Boxspringbett?

**Schlafwohlkomfort der Extraklasse und ein ansprechendes Design.  
Im Bettenfachgeschäft Schlafwohl finden Sie beides.**

Wir verbringen rund einen Drittel unseres Lebens mit Schlafen. Darum ist es wichtig, den Schlafplatz sorgfältig auszusuchen. In den 8 Schlafwohl Filialen finden Sie verschiedenste Bettsysteme: von klassischen Matratzen, Einlegerahmen und Massivholzbetten bis zu modernen Boxspringbetten werden alle Bedürfnisse abgedeckt. V.a. bei Boxspringbetten ist es wichtig, dass nicht nur optische sondern auch ergonomische Kriterien berücksichtigt werden. Darum

bietet Ihnen Schlafwohl eine einzigartige Lösung: Sie können das Boxspringbett individuell auf sich abstimmen und dabei Produkte unterschiedlicher Marken kombinieren. So garantiert Ihnen Schlafwohl das beste Preis-Leistungsverhältnis. Das Sortiment umfasst u.a. die bekannten Top-Marken Tempur, Superba, Riposa und Bico. Die Fachberatung bei Schlafwohl ist markenunabhängig – nicht die Marke, sondern Ihre individuellen Bedürfnisse stehen

im Zentrum. Und dank der Best-Price Garantie erhalten Sie alles zum garantiert besten Preis. Sobald das passende Schlafsystem gefunden ist, kümmern sich die Schlafwohl-Mitarbeiter um den einwandfreien Lieferservice. Gratis Lieferung, Montage und Entsorgung sind selbstverständlich im Service inbegriffen. Ein Besuch in einer Schlafwohl Filiale lohnt sich definitiv.



<b>Preisbeispiel:</b>	
1 Superba Boxspring Unterbett (Modell fix, 180 x 200 cm), inkl. Kopfteil	CHF 1'890.- - 50% CHF 945.-
1 TEMPUR Hybrid Elite 25 Matratze 180 x 200 cm	CHF 3'490.-
<b>Unser Angebot</b>	<b>CHF 4'435.-</b>

**Halber Preis\*  
Superba  
Boxspringbett**

\* Angebot gültig für alle Modelle fix, in Kombination mit den passenden Matratzen:  
**TEMPUR Hybrid Elite 25, Superba Excelsior, riposa GOLDSRING, Bico Finesse SiS.**  
Gültig bis 16. Dezember 2017.

**Vergleichen Sie die besten Matratzen, wir garantieren Ihnen den besten Preis.  
Kompatibel auch zu Boxspringbetten:**

<p><b>riposa GOLDSRING</b></p>	<p><b>Superba Excelsior</b></p>	<p><b>Tempur Hybrid Elite 25</b></p>	<p><b>Bico Finesse SiS</b></p>
--------------------------------	---------------------------------	--------------------------------------	--------------------------------

- Persönliche und unabhängige Fachberatung
- Alle Matratzen zum garantiert besten Preis
- Probeschlafen bei Ihnen zu Hause
- Gratis Lieferung, Montage und Entsorgung



# Ihr Immobilienraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus  
in 8127 **Forch-Küsnacht**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.ufdeforch.ch](http://www.ufdeforch.ch)



5 ½ u. 6 ½ Zi. Terrassenhäuser  
in 8309 **Birchwil**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.mira-birchwil.ch](http://www.mira-birchwil.ch)



3 Zi. Mietwohnung  
in 8708 **Männedorf**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
in 8414 **Buch am Irchel**  
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung  
in 8708 **Männedorf**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.lagovista.ch](http://www.lagovista.ch)



5 ½ Zi. Terrassen-Mietwohnungen  
in 8610 **Uster**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.schwizerstrasse35.ch](http://www.schwizerstrasse35.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH  
in 8332 **Rumlikon**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8118 **Pfaffhausen**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen  
in 8135 **Langnau am Albis**  
Michael Knecht Tel. 044 804 34 34  
[www.bellesterrasses.ch](http://www.bellesterrasses.ch)



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung  
in 8184 **Bachenbülach**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.ridere-bachenbuelach.ch](http://www.ridere-bachenbuelach.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnung  
in 8127 **Forch-Maur**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.amena-forch.ch](http://www.amena-forch.ch)



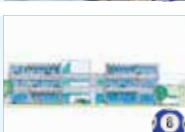
3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8953 **Dietikon**  
Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



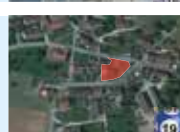
7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH  
in 8302 **Kloten**  
Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8143 **Stallikon**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.zuerikon.ch](http://www.zuerikon.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
in 8102 **Oberengstringen**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.visterrano.ch](http://www.visterrano.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8404 **Stadel/Winterthur**  
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8127 **Aesch-Maur**  
Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen  
in 8103 **Unterengstringen**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
in 8476 **Unterstammheim**  
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
[www.heerenweg.ch](http://www.heerenweg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8493 **Saland**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
in 8453 **Alten b. Andelfingen**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.vecciacasa.ch](http://www.vecciacasa.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
in 8610 **Uster**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.schwizerberg.ch](http://www.schwizerberg.ch)

**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?**

Melden Sie sich bei unserem Chef  [ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder Tel. 052 235 80 00.

Unser aktuelles Angebot:

[LerchPartner.ch/angebote](http://LerchPartner.ch/angebote)



**MINERGIE**<sup>®</sup>  
Member



Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:



**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
16. - 18. März 2018, Lake Side Zürich



**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
6. - 9. Sept. 2018, Messe Zürich, Halle 6

# Zerstrittene Allianz

Von Pierre Heumann — Nach dem brutalen Anschlag im Sinai mobilisieren die muslimischen Staatschefs. Jetzt soll fertig sein mit dem Terror. Doch erst müssen sie sich über die Ursachen einig werden.



«Moderater Islam»: Kronprinz bin Salman.

Selbst für das an Terror gewöhnte Ägypten war es die brutalste Attacke seit vielen Jahren. Während des Freitagsgebets überfielen in der vergangenen Woche Mörder mit schwarzen IS-Fahnen ihre Glaubensgenossen unweit von al-Arish, einer grossen Stadt im Norden der Sinai-Halbinsel. Mehr als 300 Muslime mussten ihr Leben lassen, über hundert wurden verletzt.

## Schock mit Folgen

Ägyptens Präsident Abdel Fattah al-Sisi reagierte schnell. Noch während die Toten geborgen und die Verletzten gepflegt wurden, liess er Terroristen aus der Luft bombardieren. Dann kündigte er ein hartes Vorgehen gegen den Terrorismus an.

Die Bilder des Grauens aus der Moschee schockten auch den saudi-arabischen Kronprinzen Mohammed bin Salman. Er solidarisierte sich am Sonntag mit Kairo's Kampf gegen die Fundamentalisten. Salman versprach den Ägyptern nicht nur die Hilfe seines Landes, sondern auch die Unterstützung der neuen Islamischen Militärischen Anti-Terror-Koalition. Diesem Bündnis gehören rund vierzig Länder mit muslimischen Mehrheiten an. Ihr Ziel: den Terror gemeinsam aus der Welt schaffen. Als der Termin für das Treffen angesetzt worden war, hatte niemand

wissen können, wie aktuell das Thema sein würde.

Die Sache der Koalition ist nun offiziell lanciert. In Riad soll ein Zentrum für die Allianz entstehen, finanziert von Saudi-Arabien: ein muslimisches Hauptquartier für den Kampf gegen die muslimischen Terroristen. Nach dem brutalen Terroranschlag im Sinai wurde die Zusammenkunft zur PR-Aktion gegen den radikalen Islam.

## Erdogan stellt sich quer

Angekündigt und versprochen wird allerdings. So will sich Saudi-Arabien, die Heimat des radikalen Wahhabismus, fortan für eine moderatere und tolerantere Version des Islam einsetzen. Kronprinz bin Salman hat in seinem Land damit bereits begonnen: Radikale Imame liess er eingekerkern, die Religionspolizei wurde entmachtet.

Doch der Machtkampf mit den einheimischen Fundamentalisten ist ein Ringen mit ungewissem Ausgang. Sicher ist aber bereits, dass wichtige muslimische Länder nichts von einem «moderaten Islam» wissen wollen. Es gebe nur einen Islam, sagt zum Beispiel der türkische Präsident Recep Tayyip Erdogan. Den Begriff «moderater Islam» tut er als «westliche Erfindung» ab, die man den Muslimen aufzwingen wolle. Lieber ortet er die Gründe für den Terror ausserhalb des Islam. In Ankara macht man hinsichtlich der neusten Terrorattacke die Armut der Beduinen verantwortlich, die von Kairo seit Jahrzehnten vernachlässigt wurden. Wer so argumentiert, relativiert die Terror-Rolle des Islam.

Ein weiterer Streit schwächt die muslimische Front gegen den Terror. Die Mitglieder streiten sich darüber, was ein «Terrorist» sei. In Ägypten wird zum Beispiel die Muslimbrüderschaft als Terrorgruppe eingestuft und verfolgt. In der Türkei ist die Bewegung hingegen willkommen und erfreut sich aller Freiheiten. Aus der Sicht Erdogans sind die Kurden Staatsfeinde, während diese von anderen als Freiheitskämpfer geachtet werden.

Selbst wenn alle Allianzmitglieder am selben Strick zögen: Den Terror werden sie nicht so schnell ausmerzen. Er ist das Resultat jahrzehntelanger, menschenverachtender Erziehung in zahlreichen muslimischen Ländern, allen voran in Saudi-Arabien. Solange die kranke Ideologie nicht aus den Köpfen verschwunden ist, wird die muslimische Anti-Terror-Koalition ins Leere greifen.

# Haben Sie Feuer?



Nadine Grelet-Certenais, Senatorin.

Kaum war Nadine Grelet-Certenais, 58, als Ersatzfrau in den Pariser Senat nachgerückt, blies sie zum Kampf gegen den blauen Dunst. Sofort forderte sie ein Verbot gegen das Rauchen im Film. Ziemlich erstaunlich, denn sie kommt aus dem Städtchen La Flèche, das den grössten Privatzoo Frankreichs beherbergt und von Abgaswolken der Besucherkolonnen heimgesucht wird. Die Gesundheitsministerin Agnès Buzyn erklärte sich spontan solidarisch, krebste allerdings nach zwei Tagen zurück. Denn die kulturellen Folgen wären unabsehbar: Es müsste konsequenterweise ein cineastischer Auslöschkrieg geführt werden, zwar nicht wie unter Sultan Murad IV., der im Osmanischen Reich die Todesstrafe gegen das Rauchen einfuhrte. Aber Jean-Paul Belmondo, der in «A bout de souffle» sogar im Halbschlaf die Zigarette im Mundwinkel balancierte, würde herausgeschnitten, und was bliebe von der Gattenmörderin Jeanne Moreau und der unerträglichen Spannung in «Ascenseur pour l'échafaud» ohne ihr neurotisches Inhalieren? (Bébel lebt noch, Moreau starb unlängst mit 89.) Die Zigarette als unverzichtbares zeitschindendes Dialogrequisit seit Humphrey Bogart (starb früh) und Lauren Bacall (wurde uralt) und bis zum letzten «Tatort». Könnte Bizets «Carmen» in Frankreich noch aufgeführt werden? Die Oper spielt in einer Tabakfabrik.

Der Zigarettenflirt war, bis gestern oder vorgestern, auch die Schule des Anbandelns, schon mit der unverbindlichsten aller Fangfragen: «Haben Sie Feuer?» Rauchen kann tödlich sein, das ist unbestritten, ebenso: Jugendliche werden am Bildschirm angefixt. Andererseits: «Die Zigarette ist der perfekte Genuss: Sie stimuliert, aber sie befriedigt nicht» (Oscar Wilde).

Madame Grelet-Certenais, das weiss sie möglicherweise nicht, braucht sich um die heutigen Darsteller nicht zu sorgen. Es sind fast alles Fake-Raucher, umweht von künstlichem Qualm, und sie paffen Kräuter-Zigis, die nach Rosenblüten, Lavendel und Süssholz riechen. Peter Hartmann



## Blaue Flecken

Von Daniela Niederberger — Die neue Meldepflicht bei Verdacht auf Kindesmisshandlung schadet.

Nach dem Ständerat hat am Dienstag der Nationalrat beschlossen, dass Krippenbetreuerinnen und Sporttrainer gesetzlich verpflichtet sind, Meldung zu erstatten, wenn sie den Verdacht hegen, dass ein Kind geschlagen oder sonst wie misshandelt worden sei. Jedes Jahr werden rund 1500 Kinder wegen Missbrauchs im Spital behandelt, davon die Hälfte unter sechs Jahren. Künftig solle niemand mehr sagen müssen: «Warum hat in der Krippe niemand hingeschaut?», mahnte Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP).

Das Ganze ist gutgemeint. Es ist schrecklich, wenn Kinder misshandelt werden. Hat eine Betreuungsperson den Eindruck, dies treffe zu, soll sie das unbedingt melden. Nur: Es ist nicht nötig, daraus eine Pflicht zu machen. Man sollte sich genauer überlegen, was das bedeutet. Die Leute wollen es ja gut machen. Sie werden genau hingucken und im Zweifel alles Mögliche melden. Vielleicht hat das Kind blaue Flecken, weil es beim Schlitteln auf den harten Schnee gefallen ist. Das kann die Betreuerin nicht wissen.

### Für alle traumatisch

Das Motto «Im Zweifelsfall handeln» ist gefährlich. Mit grosser Wahrscheinlichkeit wird es zu viele Meldungen geben, und viele unschuldige Eltern werden ins Visier der Kesb geraten. SVP-Nationalrat Pirmin Schwander warnte vor «unverhältnismässigen Interventionen». Kinder könnten ihren Eltern weggenommen werden und zu Pflegeeltern oder ins Heim kommen. Das ist für alle traumatisch, für die Eltern wie fürs Kind. Natürlich ist eine solche Lösung angezeigt, wenn das Kind zu Hause ernsthaft bedroht ist.

Doch es könnte auch sein, dass Eltern vorübergehend überfordert sind, aus welchen Gründen auch immer, und tatsächlich ihr Kind ein, zweimal geschlagen haben, es aber lieben und ihm ein stabiles Zuhause bieten. Da würde eine Intervention mehr schaden als nützen.

Ein Blick nach Norwegen genügt, um zu erkennen, welche Auswirkungen übersteigerte Wachsamkeit haben kann. Dort sind Bürger und Betreuer auch gehalten, mögliche Misshandlungen zu melden. Das äussert sich in einer Flut von Meldungen, der grosse Teil ist haltlos. Zahllose Kinder werden jedes Jahr ihren Eltern weggenommen, der Auslöser kann eine Ohrfeige sein.

Das Leid, das auf diese Weise ausgelöst wird, ist riesig.

## Altlast entsorgen

Von Beat Gygi — Der Zürcher Steuerkompromiss dient vor allem dem Staat. Es ist Zeit, die laufende Unternehmenssteuerreform umzupolen.

Im Kanton Zürich haben sich die politischen Parteien, der Kanton und die Gemeinden im Ringen um die Unternehmenssteuerreform soeben auf einen Kompromiss geeinigt, der in den Medien als wichtige Übereinkunft gewürdigt wird. Ist das Vorhaben also gelungen, aus der im Februar an der Urne gescheiterten Unternehmenssteuerreform III ein neues Konstrukt zu zimmern und bei den Leuten unter dem Titel Steuervorlage 17 beliebt zu machen? Hintergrund des ganzen Projekts ist nach wie vor der Befehl der EU, dass die Kantone die besonders tiefe Besteuerung sogenannter Statusgesellschaften abschaffen müssten. Die Schweiz sagte «verstanden», und das zog die ganze Unternehmenssteuerreform nach sich, die bedeutet: Statusbesteuerung abschaffen, gleichzeitig neue, EU-konforme Steuererleichterungen sowie allgemeine Steuersenkungen für Firmen einführen, damit nicht allzu viele steuerzahlende Unternehmen abwandern.

Nach dem Volks-Nein zum Steuerpaket im Februar wurde in der Steuervorlage 17 der Spielraum für Steuervorteile für Firmen eingeeengt, um sie bei der Linken attraktiver zu machen. Und die Zürcher haben bei ihrem kantonalen Kompromiss auch zurückhaltend an den Rädchen gedreht: Die regulären Unternehmenssteuern sollen nur leicht gesenkt werden. So wird Zürich mit einem Gewinnsteuersatz für normale Firmen bezogen auf Kantons- und Gemeindesteuern von gut 18 Prozent schlechter dastehen als die anderen Kantone, die ihre Sätze drastischer auf 12 bis 15 Prozent senken. Die paar neu erlaubten Steuererleichterungen für Firmen mit Patenterträgen und Forschungstätigkeit ändern das Bild nicht, da andere Kantone ähnlich vorgehen. Dank den Bürgerlichen wird in Zürich immerhin auch eine hohe Eigenkapitalausstattung steuerlich honoriert, obwohl der Bund dieses Instrument im jüngsten Vorschlag nicht mehr führt.

Was heisst das unter dem Strich? Der Kanton Zürich wird im Wettbewerb der Steuerstandorte für Firmen an Attraktivität verlieren. Die Zürcher Politiker versuchen, mit relativ hohen Firmensteuersätzen kurzfristig die Steuereinnahmen hoch zu halten, und blenden aus, dass sie damit mittelfristig Firmen vertreiben. Das Problem geht aber über den Kanton Zürich hinaus. Die Steuervorlage 17 macht es den Kantonen insgesamt schwer, die Schweiz als Steuerstandort wettbewerbsfähiger zu machen als bisher. Es sind ja die Kantone, die ihre Steuersysteme dem Befehl der EU anpassen müssen,

aber Regie führt der Bund, und er lässt ihnen zu wenig Spielraum. Er gibt den Kantonen Geld aus der Bundeskasse, um Steuerausfälle auszugleichen, und schreibt ihnen vor, welche neuen Instrumente zur Steuererleichterung sie anwenden dürfen. Die Steuervorlage 17 ist noch enger als die vorherige Unternehmenssteuerreform III. Zudem führt der schweizerische Finanzausgleich dazu, dass es sich für viele Kantone gar nicht lohnt, Firmen anzuziehen, weil die zusätzlichen Steuereinnahmen daraus dem Kanton weniger bringen als das, was er deshalb weniger aus dem gemeinsamen Topf erhält.

### Widmer-Schlumpfs Murks

Die Unternehmenssteuerreform ist heute so verfahren, dass es besser ist, wenn sie so nicht zustande kommt. Die Vorlage stammt noch aus der Küche der früheren Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf, und diese Altlast sollte nun entsorgt werden. Um die Reform auf eine solidere Grundlage zu stellen, bieten sich Vorschläge an, wie sie früher bereits etwa Christoph Schaltegger von der Universität Luzern formuliert hat. Dieses Modell sieht vor, dass sich der Bund mit Eingriffen zurückhält und seinen Beitrag zur Reform vor allem dadurch leistet, dass er die Bundessteuern für Unternehmen verringert. Damit erhalten die Kantone mehr Handlungsfreiheit, aber auch mehr Verantwortung für die Neuausrichtung ihrer Steuersysteme.



Bund soll sich zurückhalten: Schaltegger.

# Es linksgrün in der «Rundschau»

Von Christoph Mörgeli — Benjamin Steiner klagt im Schweizer Fernsehen wissenschaftliche Tierversuche an. Nebenbei sitzt der Linkspolitiker im Badener Stadtparlament. Das ist bei SRF strikt verboten. Eigentlich.

Der Beitrag des Politmagazins «Rundschau» vom 1. November prangerte die «einseitige Zusammensetzung» der kantonalen Tierversuchskommissionen an. Sandro Brotz wählte von Beginn an eine hochemotionale Tonlage: «Demnächst wird in Zürich mit drei Affen experimentiert. Ihnen werden Elektroden ins Hirn eingepflanzt.» Dass das kantonale Verwaltungsgericht diese Versuche in letzter Instanz bewilligt hat, wurde unterschlagen. In den Tierversuchskommissionen müssen die Tierschützer «angemessen vertreten» sein. Die «Rundschau» skandalisierte jedoch, dass sie nicht mindestens die Hälfte ausmachen.

Im anschliessenden Bericht von Benjamin Steiner wurden illegale Aufnahmen gezeigt, die Tierversuchsgegner 2014 im Tübinger Max-Planck-Institut aufgenommen hatten: Tiere mit Schädelimplantaten, ein «gestress-ter Affe» im Drehstuhl und ein erkranktes Tier. Es folgten Sequenzen einer Demonstration von Tierschützern gegen Universität und ETH Zürich. Vier von ihnen sprachen ihren Zorn ins Mikrofon, das ihnen Benjamin Steiner entgegenstreckte. Dann durfte ein Professor für Labortierkunde kurz den Sinn der Versuche beispielsweise für die Therapie von krebskranken Kindern erläutern. Dabei musste sich der ausgewiesene Zoologe gegen den Vorwurf der Tierquälerei rechtfertigen («Tun Ihnen Tiere leid?»).

Die Anliegen der Tierschützer würden «systematisch missachtet», klagte die grünliberale Nationalrätin Isabelle Chevalley gegenüber Sendungsmacher Benjamin Steiner. Ein Ex-Präsident der Zürcher Tierversuchskommission äusserte seinen Unmut darüber, dass die Forschungsvertreter sieben von elf Sitzen besetzen – als ob das Gesetz eine paritätische Zusammensetzung vorsähe. Benjamin Steiners Beitrag endete mit den Worten: «Die Frage bleibt, wie viel Leid wir Menschen den Tieren für die Wissenschaft und Forschung zufügen dürfen. Für die Affen in Zürich kommt die Debatte zu spät. Sie müssen schon bald den Kopf hinhalten.»

## SRF-Richtlinien verletzt

Anschliessend musste sich der Zürcher Gesundheitsdirektor Thomas Heiniger (FDP) bei Moderator Brotz für die vollkommen gesetzeskonformen Tierversuche rechtfertigen. Dass die «Rundschau» ihrerseits gegen Vorschriften versties, blieb unerwähnt. Der



«Mit Affen nach Wurzeln wühlen»: Steiner.

Gestalter des Beitrags, Benjamin Steiner, politisiert nämlich im Stadtparlament von Baden. Dies widerspricht den publizistischen Leitlinien von SRF. Dort wird festgehalten: Die Programm-Mitarbeitenden «verzichten auf Mandate (VR-Mandate, Parlamentsmandate, Aufträge, Beratertätigkeit und dergleichen)».

Benjamin Steiner war vom 1. April bis zum 30. November mit zweimonatiger Sommerpause zu hundert Prozent als Praktikant der

## Steiner politisiert im Team Baden, dem auch der abgewählte Badener Stadtpräsident Geri Müller angehört.

«Rundschau» angestellt. Während dieser Zeit versah er ein von den verbindlichen Richtlinien untersagtes Parlamentsmandat im Einwohnerrat von Baden; Steiner führte im September sogar einen Wahlkampf und wurde für eine neue Amtsperiode wiedergewählt. Der Mitarbeiter des SRF-Politmagazins politisiert im Team Baden, dem auch der abgewählte Stadtpräsident Geri Müller und der zurückgetretene Nationalrat Jonas Fricker angehören. Das Team Baden ist eine Linkspartei, deren Fraktion zusammen mit den Grünen tagt. Mit Jonas Fricker, der sich mit einem

Tierschutzvotum samt Auschwitz-Vergleich um Kopf und Kragen geredet hat, ist Steiner eng befreundet und per Göttipflichten verbandelt. Als Mitinitiant der Aktion «Geri bleibt» organisierte der «Rundschau»-Gestalter nach Müllers Nackt-Selfie-Affäre eine Solidaritätskundgebung.

## «Insekten sind nachhaltiger»

In einem Leserbrief stellte Affenspezialist Steiner das Badener Stimmvolk vor folgende Alternative: «Wieder mit den Affen nach Wurzeln wühlen oder Liste 5 einwerfen.» Sein Kampf gilt den Insekten als Nahrungsmittel, um Nutztiere zu schonen: «Insekten sind auf jeden Fall viel nachhaltiger als konventionelles Fleisch.» Als er bereits für die «Rundschau» arbeitete, lancierte Benjamin Steiner eine «Verkehrsrevolution» für die ganze Region: Tempo 20 in Badens Innenstadt sowie Orange-Blink-Ampeln zur Weiterfahrt für Velos auch ohne Vortritt, dazu verengte Strassen und Einbau von Schwellen, dafür Veloschnellstrassen mit Überholmöglichkeiten.

Der ausgebildete Tierarzt wollte schon vor Geburt seines ersten Kindes Spät- und Nachtschichten vermeiden und übernahm eine 90-Prozent-Stelle in der Pharmabranche. Als seine Frau einen Vollzeitjob antrat, wurde er Hausmann und liess seinen «Rollentausch» in der Bilanz porträtieren («Benjamin Steiner schmeisst den Haushalt»). Kurz darauf war er zu hundert Prozent SRF-Mitarbeiter. Statt den Haushalt schmeisst er jetzt die «Rundschau».

Redaktionsleiter Mario Poletti hält gegenüber der *Weltwoche* fest: «Benjamin Steiner verfügt über keine publizistisch-journalistische Vorbildung. Er macht das Praktikum, um einen Einblick in den TV-Journalismus zu erhalten.» Für seinen Bericht über die Affenversuche sei er als Tierarzt hinreichend ausgebildet gewesen. Auf die Frage, ob es in der «Rundschau» üblich sei, dass Praktikanten eigenständig Beiträge gestalten, antwortet Poletti: «Benjamin Steiner hat den Beitrag nicht eigenständig gemacht, sondern in enger Zusammenarbeit mit unserem erfahrenen Redaktor Georg Humbel, der auch den Lead in der Story hatte.» Doch diese Behauptung ist ebenso unhaltbar wie der Einsatz eines Politikers im SRF-Politmagazin. Im Abspann zum Affenbeitrag heisst es nämlich zur Verantwortungshierarchie unzweideutig: «Beitrag: Benjamin Steiner. Mitarbeit: Georg Humbel.» ○





«Wir haben ihn in seinem eigenen Hintergarten geschlagen»: Politikerin Aksener.

## Kopf der Woche

# Wölfin gegen Erdogan

**Von Boris Kálnoky** — Der türkische Präsident scheint auf dem Gipfel seiner Macht zu sein, auch wegen einer desolaten Opposition. Aber eine mutige Frau fragt: «Was, wenn ich 2019 Präsidentin bin?» Meral Aksener hat Chancen, Erdogan zu schlagen.

Nach dem türkischen Verfassungsreferendum vom vergangenen Frühjahr schien es, als stünde nichts mehr zwischen Staatspräsident Recep Tayyip Erdogan und der absoluten Macht. Es schuf ein System, in dem er alle Schalthebel im Staat kontrollieren würde – wenn er denn die Präsidentschaftswahlen 2019 gewänne.

Aber ein kleines Teilergebnis liess aufhören. Im zutiefst frommen, konservativen Istanbuler Stadtteil Üsküdar, wo Erdogan selbst seine Stimme abgab, verlor er. Immer war dies eine Hochburg der islamisch geprägten Regierungspartei AKP gewesen. Jetzt aber lehnten hier 53 Prozent der Wähler seine quasidiktatorische Verfassungsreform ab. Und in allen Städten des Landes blieb er unter 50 Prozent, auch das zum ersten Mal.

Was blieb, war ein hauchdünner Sieg, der wohl auch nur deshalb zustande kam, weil die Wahlkommission es zuließ, dass entgegen allen Regeln Zehntausende ungestempelter,

---

**Im Oktober hat sie eine eigene Partei gegründet: die «Gute Partei».**

---

nicht verifizierter Stimmzettel zur Auszählung gelangten – nach einem Wahlkampf, in dem die gegängelten Medien fast nur Erdogan hatten zu Wort kommen lassen. Ein überzeugender Sieg sieht anders aus.

«Wir haben ihn in seinem eigenen Hintergarten geschlagen», jubelte eine Frau, die zu

Recht glauben durfte, zu diesem Ergebnis beigetragen zu haben, über Erdogans Schlappe in Üsküdar. Die frühere Innenministerin Meral Aksener, heute 61 Jahre alt, gehörte zwar zu dem Zeitpunkt noch nicht einmal einer Partei an. Aus der nationalistischen MHP war sie ausgeschlossen worden, weil sie Parteichef Devlet Bahçeli gefährlich geworden war. Aber sie war im Wahlkampf die einzige kraftvolle Stimme im ansonsten lustlosen Lager der Gegner eines neo-osmanischen Sultanats. Inzwischen gilt sie als die einzige Figur in der Türkei, die Erdogan bei den Präsidentschaftswahlen 2019 mit einer Chance auf Erfolg herausfordern könnte. «Alle reden über Erdogan», sagt sie. «Was, wenn ich die nächste Präsidentin der Türkei werde?»



Im Oktober hat sie eine eigene Partei gegründet. «Iyi Parti», die «Gute Partei». Ihr Partei-Logo ist eine freundliche Sonne. Wem das etwas zu simpel ist, der möge sich vor Augen halten, dass das Kürzel von Erdogans Regierungspartei, «AK Partisi», so viel bedeutet wie «Saubere Partei» und dass deren Symbol eine Glühbirne ist.

### Option für Jüngere und Gebildete

Aksener gehörte von 2007 bis 2016 der nationalistischen MHP an, wo sie als eine für MHP-Verhältnisse gemässigte, integrative Figur galt. Die Partei definiert sich vor allem über ihren harten Kurs gegenüber kurdischen Forderungen nach Minderheitenrechten, Aksener aber vertritt eine breitere, modernere Sicht. Statt dem Dreifinger-Erkennungszeichen der Nationalisten, das einen Wolfskopf darstellen soll und auch als Handzeichen der extrem rechten «Grauen Wölfe» bekannt ist, lässt sie sich mit Henna eine türkische Fahne auf die Handfläche malen und hält diese hoch. In den sozialen Medien hob das ab wie eine Rakete. Ihre Anhänger bleiben dennoch beim Wolfssymbol und nennen sie die «Wölfin».

Akseners Aufgabe wäre vielleicht leichter gewesen, wenn sie es geschafft hätte, sich an die Spitze der nationalistischen Traditionspartei MHP zu kämpfen. Der greise Parteichef Bahçeli hatte immer wieder bewiesen, dass er keinerlei Akzente zu setzen vermag. Im November 2015 rutschte die MHP bei den Parlamentswahlen von 16,3 auf 11,9 Prozent ab und verlor auch die Hälfte ihrer bisherigen Parlamentsmandate, statt 80 waren es nur noch 40. Als Aksener im vergangenen Jahr Bahçeli deswegen in einer Kampfabstimmung um den Parteivorsitz herausfordern wollte, liess er sie aus der MHP ausschliessen, bevor es dazu kommen konnte.

Sie ist praktizierende Muslima, patriotisch und national gesinnt – ohne deswegen gleich unter faschistoiden Anwandlungen zu leiden. 10 Prozent der AKP-Basis, so sagen Meinungsforscher, haben gegen Erdogans neue Verfassung gestimmt, vor allem die Gebildeteren und Jüngeren. Meral Aksener ist für sie eine Option, ebenso für die MHP-Basis und Teile der säkularen, nominell sozialdemokratischen CHP. Aksener ist attraktiv für konservative Muslime, Säkulare und Nationalisten. Ihr Stil ist volkstümlich und direkt, sie genießt Achtung im Volk und ist beliebt.

### «Dann sollten sie in den Spiegel schauen»

Über die Machtfülle, die Erdogan dank der neuen Verfassung geniessen würde, sagt sie: «Jeder, der so viel Macht hat, muss verrückt werden. Ich würde es ganz bestimmt.» Aus dem Regierungslager kommen Attacken, sie sei «Gülenistin», also eine Anhängerin des früheren Weggefährten Erdogans, Fethullah Gü-



*Doch nicht unangefochten? Staatschef Erdogan.*

len, den Erdogan heute «Terrorist» nennt. Dazu sagt sie: «Die AKPler sollten auf ihren Versammlungen nach links und rechts schauen, da werden sie viele gülenistische Freunde und Verwandte sehen. Und dann sollten sie in den Spiegel schauen, um die wahren Gülenisten zu sehen.»

### Wie Erdogan geschlagen werden könnte

Das kommt an. Aksener leidet auch nicht an der grossen Schwäche der Nationalisten, sich oft nach einer politischen Einflussnahme des

**«Jeder, der so viel Macht hat, muss verrückt werden. Ich würde es ganz bestimmt.»**

Militärs zu sehnen. Als Innenministerin 1996/97 – damals für die nationalkonservative «Partei des Rechten Weges» (DYP) – stellte sie sich gegen jede Einmischung der Armee. Zu jener Zeit koalierte die DYP mit einem Vorläufer der heutigen Regierungspartei AKP, der islamisch gesinnten Wohlfahrtspartei (RP). Diese Regierung wurde letztlich vom Militär zum Rücktritt gezwungen.

Wegen ihres Auftretens in jener Zeit genießt Meral Aksener Respekt und Wohlwollen bei vielen AKP-Anhängern. Damit darf sie als Einzige unter den Oppositionspolitikern der Türkei hoffen, Erdogan einen Teil seiner muslimischen Anhängerschaft abspenstig zu machen. Wahlforscher sind überzeugt, dass Erdogan in freien Wahlen nur so geschlagen werden kann: indem es jemand vermag, die seit mehr als fünfzehn Jahren zur AKP tendierende konservative Mitte der Gesellschaft für sich zu gewinnen.

Erdogan scheint sich jedenfalls gefährdet

zu fühlen. Eine von ihm geplante Änderung des Wahlgesetzes könnte Wahlbetrug erleichtern. Demnach würden Vertreter der Oppositionsparteien nicht mehr wie bisher die Vorgänge an den Wahlurnen überprüfen können.

Aksener spürt, dass sich etwas ändert in der Türkei. Erdogan ist nicht mehr so beliebt, wie er einmal war, er hat nur keinen glaubhaften Gegner. Die «Wölfin» will dieser glaubhafte Herausforderer werden. Nicht nur Erdogan wird sie daran zu hindern suchen, sondern viele Neider in den Reihen der Opposition, vor allem die grösste, aber chronisch stagnierende Oppositionspartei CHP. Deren Chef Kemal Kilicdaroglu hatte im Sommer mit einem vielbeachteten «Gerechtigkeitsmarsch» erstmals ein politisches Erfolgserlebnis gegen Erdogan. Gut eine Million Menschen kamen zur Abschlusskundgebung. Aber Kilicdaroglu gilt als chancenlos gegen Erdogan. Will Aksener Aussicht auf Erfolg haben, müsste auch die CHP sie als Präsidentschaftskandidatin unterstützen. Wird die grosse alte CHP wirklich zurückstecken zugunsten einer noch unerprobten, neuen Partei?

### «Gleichrangige Bürger»

Aussenpolitisch fordert Aksener eine Rückkehr zu guten Beziehungen mit der EU und den USA. Innenpolitisch will sie mit dem Zauberwort «Gleichrangige Bürger» den Kurden eine Brücke bauen. Das wird schwer: Als Innenministerin war sie in den neunziger Jahren mitverantwortlich für den «schmutzigen Krieg» gegen Sympathisanten der kurdischen PKK. Tausende wurden ermordet oder verschwanden spurlos. Das vergessen die Kurden nicht. Denn die Frau, die ihre Mitarbeiter liebevoll «Meral Abla» nennen, «grosse Schwester Meral», ist in Wirklichkeit knallhart. ○

## Toscana

Sicht auf Forte dei Marmi



**Rustico** mit 1000 m2 Umschwung, traumhafter Meersicht, 100 m2 WF, 80 m2 bedachte Terasse mit Aussenküche. Sommer-Vermietung, B&B, oder Agrotourismo möglich.

**Preis gesenkt um 52'000 Euro auf noch 398'000 Euro.**

für Gegend & Meersicht sehr preisgünstig. Privat, daher keine Maklergebühr.

Infos & Dossier:  
Tel. 079 468 60 11



## Personenkontrolle

**Baeriswyl, Cassis, Burkhalter, Wyss, Sommaruga, Gutjahr, Walter, Küng, Balsiger, Jihad A., Lanz, Gössi, Nordmann, Leuthard, Schmid, Keller-Sutter, Hengartner, Petraeus, Aeschi, Heer, Brunner, Matter**

Pascale Baeriswyl, Musterschülerin, gerät in Teufels Küche. Die Staatssekretärin im Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) steht offenbar auf der Abschlussliste des neuen Aussenministers Ignazio Cassis (FDP). Der Tessiner dachte während einer Kaffeepause des Bundesrats laut über eine Reorganisation des EDA nach. Dabei liess Cassis erstmals konkret durchblicken, dass er Baeriswyl das EU-Dossier aus den Händen nehmen möchte. Er überlege sich die Schaffung eines neuen Staatssekretariates für EU-Fragen. An die Spitze dieser neuen Einheit möchte er einen von ihm auserwählten Vertrauensmann setzen. Baeriswyl könnte zwar ihren Titel als Staatssekretärin behalten, hätte jedoch zur EU-Politik nichts mehr zu sagen. Sie bliebe aber verantwortlich für die übrige Welt. Im Bundesrat sei man indessen nicht sehr begeistert von dieser Idee. Für Baeriswyl, von der Cassis' Vorgänger Didier Burkhalter behauptet hatte, sie habe beim Auswahlverfahren von allen Bewerbern am besten abgeschnitten, wird es langsam eng. (hmo)

Hans Rudolf Wyss, Sympathieträger, ist mit seiner Einzelinitiative gegen die Asylpolitik von Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) abgeblitzt («Bürger gegen Bundesrätin», Weltwoche Nr. 47/17). Wyss hatte seine Wohngemeinde Seuzach aufgefordert, für einen lückenlosen Vollzug der Asylgesetze zu sorgen. Der Gemeinderat teilt jetzt mit, er sei dafür nicht zuständig, und erklärt die Initiative für ungültig. Anders sahen es viele Mitbürger, bis ins Welschland stiess der Vorstoss auf Sympathie. (gut)

Simonetta Sommaruga, Pianistin, tritt am 28. Januar 2018 im Kulturprogramm des Zürcher Restaurants «Kaufleuten» auf. Allerdings sitzt sie nicht, wie man erwarten könnte, am Flügel. Die SP-Bundesrätin spricht anlässlich einer Live-Radiosendung über Musik sowie «ihre Träume und Visionen», wie es in der Ankündigung heisst. (gut)

Diana Gutjahr, Gelobende, tat sich aus lauter Nervosität bei ihrer Vereidigung schwer. Die



Eid aufs Gelübde: SVP-Nationalrätin Gutjahr.



Achtung, Neider: FDP-Ständerätin Keller-Sutter.



Zivilcourage: Einzelinitiant Wyss.



Im Gegenwind: Staatssekretärin Baeriswyl.



Schwerer Stand: Uni-Rektor Hengartner.

neue SVP-Nationalrätin aus dem Thurgau ersetzt den langjährigen Bauerpräsidenten und «Fast-Bundesrat» Hansjörg Walter. Wie es die Tradition will, wurde Gutjahr zu Sessionsbeginn zusammen mit vier anderen Ratsneulingen vereidigt. Newcomer haben hier die Wahl zwischen einem Eid oder dem Gelübde. Wer den Eid leistet, spricht stehend mit erhobenen Schwur fingern «Ich schwöre es», wer das Gelübde ablegt, spricht stehend die Worte «Ich gelobe es». Gutjahr hatte sich für das Gelübde entschieden. Doch während der Generalsekretär des Parlamentes die Gelübde-Formel verlas, wollte sie mit den Schwur fingern zweimal zum Eid ansetzen. Man kann Gutjahr jetzt nur wünschen, dass sie bei künftigen Abstimmungen den Knopf nicht verwechselt – was aber schon prominenteren SVP-Parteileuten in der Vergangenheit passiert ist. (hmo)

Peter Küng, Informationsverhinderer, lässt nicht locker. Der sozialdemokratische Präsident des Zürcher Stadtparlaments hatte kritische Fragen von Ratskollege Samuel Balsiger (SVP) zur umstrittenen Einbürgerung von

Jihad («heiliger Krieg») A. von der Regierung ferngehalten. Als Balsiger letzte Woche eine persönliche Erklärung zu dem Fall abgeben wollte, riet die Ratsspitze dem aufmüpfigen Parlamentarier, lieber den Mund zu halten und nicht «Öl ins Feuer zu giessen». So kann man den Gebrauch demokratischer Rechte auch nennen. (gut)

Samuel Lanz, Leisetreter, ist für einmal laut geworden. Der Generalsekretär der FDP Schweiz hat überhaupt kein Musikgehör für das «höhnische Gelächter», mit dem die SP den Angriff seiner Parteipräsidentin Petra Gössi auf die Guillotine-Klausel quittiert. Die vom Tages-Anzeiger willfährig transportierten Tiefschläge von SP-Fraktionschef Roger Nordmann und Co. gegen die am Wochenende lancierten europapolitischen Vorschläge der FDP-Präsidentin seien unterste Schublade, plumpe Schüsse auf die Person, wettete Lanz via Twitter. Dass dem freisinnigen Strippenzieher, der kaum je das Rampenlicht sucht, der Kragen geplatzt ist, lässt folgenden Schluss zu: Anders als die Parteien von

**Simonetta Sommaruga (SP) und Doris Leuthard (CVP)** will die FDP mit den EU-Granden nicht mehr nur kuscheln und küssen, sondern verhandeln. (rz)

**Stefan Schmid**, Schreibtischtäter, mutiert zum Jammerlappen. Der Chefredaktor des *St. Galler Tagblatts* hat am Montag verstört zur Kenntnis genommen, dass der neuen Ständeratspräsidentin **Karin Keller-Sutter** allseits Bundesratsreife attestiert wird. Das sei hochgefährlich für die Ostschweiz, kommentiert der Ostschweizer Journalist. Neid, unberechenbare Männerseilschaften und – *horribile dictu* – lobende Worte der *Weltwoche* stellten Fallstricke dar, die der brillanten Ostschweizerin den Weg ins Bundesratszimmer versperren könnten. Anders als die selbstbewusste Ständeratspräsidentin repräsentiert Chefredaktor Schmid die Ostschweiz idealtypisch: Wer permanent die Angst vor dem eigenen Mut zelebriert, gewinnt selten einen Blumentopf. (rz)

**Michael Hengartner**, Verteidiger der freien Rede, hat im eigenen Haus einen schweren Stand. Der Rektor der Universität Zürich hatte die Gewaltandrohungen linksextremer Studenten gegen einen Auftritt des ehemaligen amerikanischen Generals und Geheimdienstchefs **David Petraeus** scharf verurteilt. Nun kann er in der *Zürcher Studierendenzeitung (ZS)* lesen, die «angekündigten Sanktionen» seien «ein legitimes Mittel». Pikant: Die mit den Linksextremen sympathisierende Zeitung wird von der Uni subventioniert. Sie erhält pro Student und Jahr 10 Rappen, wie die Universität auf Anfrage der *Weltwoche* mitteilt. (gut)

**Thomas Aeschi**, Überflieger, wurde kürzlich zum Fraktionschef der SVP im Bundeshaus gewählt. Dies, nachdem Konkurrent **Alfred Heer** seine Kandidatur zurückgezogen hatte. Auch auf einem anderen Feld beweist Aeschi mehr Härte als sein konzilianter Parteikollege: auf dem Gebiet der Eringer Kampfkühe im Stall von **Toni Brunner**. Während Heer als «Götti» für das Futter der Gnadenkuh Veiellette aufkommt, verlor Aeschi die Geduld mit seiner Kuh Lulu, welche nach zwei Geburten nicht mehr trüchtig werden wollte, sich also nicht mehr für den berühmten Kampf eignet. Anstatt Lulu ein Dasein als Gnadenkuh zu eröffnen, schickte Aeschi das Tier kürzlich in die Mostbröckli-Produktion – was der *Schweizer Illustrierten* wohl entging, als sie jüngst ein Aeschi-Interview mit einem Bild von Lulu illustrierte. Seine sportlichen Ambitionen als Kampfkuh-Besitzer hat Aeschi indes noch nicht aufgegeben: Bereits hat er von **Thomas Matter** das Kälblein Nebraska erworben, welches Matters Eringer Kuh Nevada entstammt. (fsc)

## Nachruf



*Wir waren neidisch:* Sänger Cassidy.

**David Cassidy (1950–2017)** — Er hatte das zuversichtlich strahlende Lächeln der immer Unbesiegbaren. Als pubertätsgeschüttelter, pickelgeplagter Adoleszent konnte man gegen die blaugrauen Augen des David Cassidy nur den Kürzeren ziehen. All die Mädchen, die man heimlicherseits anhimmelte, schienen bereits von ihm zu träumen. Dabei liess sich vielerlei gegen ihn vorbringen: diese aufgeföhnte Löwenfrisur, sein leeres Grinsen und dazu dieser synthetische, blasse Teenie-Pop, den er auf die Platten pressen liess. Dieser Plastiksound verkaufte sich wie geschnitten Brot

– er brachte damals mehr Musik in Umlauf als Elvis, Elton John oder Paul McCartney. Natürlich waren wir neidisch und prophylaktisch eifersüchtig auf ihn, den Star der Vorabendserie «The Partridge Family», eine Art aktualisierter Sacharin-Aufguss der Trapp-Familie in den amerikanischen Suburbs. Eine «nette» Familie war das, und dieser pink gebleichte Lebertran-Pop war für jeden Musikfan westlich von Wings und Abba schlicht nicht mehr satisfaktionsfähig. Wir beschlossen, ihn und sein Familienidyll endgültig aus unserem Leben zu verbannen.

Später konnte man hören, dass er alkohol- und tablettensüchtig sei, aber selbst dieser Einbruch von Realität konnte unser Urteil nicht abmildern. Im neuen Jahrtausend schliesslich, als unsereins schon mit Google hantierte, tauchte eine Fotografie auf, die den älteren, den altgewordenen Cassidy zeigte: Die ganze Tragödie seines Lebens hatte sich in seine Züge eingegraben – ein stumpfer und glasiger Blick, aufgedunsene Kontur und vernarbte Haut konnten nicht einmal die Erinnerung an diesen von einstigen Kids bewunderten Star erwecken.

«So much wasted time», das seien seine letzten Worte auf dem Sterbebett gewesen, teilte seine Tochter Katie über Facebook mit. In einer der letzten Krankmeldungen war vermerkt, dass er unter beginnender Demenz zu leiden hatte. Am 21. November ist David Cassidy im Alter von 67 Jahren in Fort Lauderdale an multiplen Organversagen gestorben. *Thomas Würdehoff*



«Ist es nicht besser,  
früher an später  
zu denken?»

**Samantha Ritz**  
Leiterin Brokerkanalmanagement  
zum längeren,  
selbstbestimmten  
Leben





## Zwei, die sich gefunden haben

Von Christoph Mörgeli — Es war der schrulligste Staatsempfang der jüngeren Geschichte. Doch hinter dem launigen Polit-Spektakel steckt Erhellendes: Der Bundesrat ist tatsächlich bereit, die Schweiz europäischem Recht zu unterstellen. Die spendierte «Kohäsionsmilliarde» ist vermutlich gesetzeswidrig.



*Sternenhimmel voller Geigen:* EU-Kommissions-Präsident Juncker, Bundespräsidentin Leuthard am 23. November in Bern.

Sie strahlte, als handle es sich um ein sehnlichst erwartetes Wiedersehen von zwei engsten Freunden. Im prachtvoll herausgeschmückten «Bernherhof» hielt Bundespräsidentin Doris Leuthard Hof. Der eigentliche Hausherr, Finanzminister Ueli Maurer, hatte sich unsichtbar gemacht. Die Bühne gehörte vorerst Bundespräsidentin Leuthard ganz alleine.

Im schwarzen Kostüm, mit dunkelgrüner Bluse und runder Glitzerbrosche tauschte sie mit ihrem christdemokratischen Parteiliebhaber Jean-Claude Juncker zwei Küsse. Danach drückte der EU-Kommissions-Präsident der verdutzten Bundesweibelin die Hand. Die Medien genossen das Zusammentreffen im Blitzlichtgewitter fast noch mehr als die Politiker. Sie berichteten von «wärmeren Gefühlen», «neuer Harmonie» oder «weitestgehender Normalisierung». Die Schweiz und die EU seien wieder «ein Herz und eine Seele», denn: «Die Eiszeit ist endgültig vorbei.» Es dürfte sich lohnen, diese



Euphorie an der Realität zu messen, die wirklich erzielten Resultate zu nennen und die beidseits gewählten Worte genauer zu deuten.

### Heimliches Treffen im «Allegro»

So viel ist klar: Die Schweiz bezahlt der EU 1,3 Milliarden Franken als Osthilfe, wovon 200 Millionen für die Migrationsbewältigung auch in den Süden fliessen – sofern das Parlament zustimmt. Bundespräsidentin Doris Leuthard machte auch deutlich, «dass beide Seiten dieses Rahmenabkommen wollen, dass der Wille zu einem Abschluss gross ist». Unsere Landesregierung will also der EU den Wunsch nach einem Rahmenvertrag erfüllen. Damit würde die automatische beziehungsweise dynamische Übernahme von EU-Recht Tatsache.

Die Empfangszeremonie im «Bernherhof» machte die Öffentlichkeit glauben, Bundespräsidentin Leuthard und Jean-Claude Juncker sähen sich seit Monaten erstmals wieder.

Doch wie die *NZZ am Sonntag* enthüllt hat, haben sich die beiden zusammen mit CVP-Präsident Gerhard Pfister schon unmittelbar vor dem Staatsakt zu einem Geheimtreffen im Hotel «Allegro» getroffen. Dass die CVP den Staatsbesuch flugs zu einer christdemokratischen Parteilrunde umgestaltete, dürfte in Bundesbern noch zu reden geben. Denn es handelte sich nicht bloss um ein frohes Wiedersehen alter Kameraden. Vielmehr ging es darum, Juncker die alte CVP-Idee schmackhaft zu machen, mit dem Efta-Gericht das Gespenst der «fremden Richter» etwas zu verscheuchen.

Trotzdem hat man sich über die Modalitäten der Beilegung von Konflikten noch nicht geeinigt. Bisher hat Brüssel jeweils auf dem Europäischen Gerichtshof als Entscheidungsinstanz bestanden. Jean-Claude Juncker kommentierte, es sei «Flexibilität» vorhanden und dieser Verhandlungsgegenstand bewege sich in eine «für die Schweiz günstige Richtung». Diese Aussage bezog sich zweifellos auf das Ergebnis des CVP-Frühstücks. Dort diskutier-

te man über die Alternative eines Efta-Gerichts mit Einsitznahme der Schweiz. Viel würde dies allerdings nicht ändern. Denn im Efta-Gericht sitzen die Vertreter der EWR-Staaten, die genau wie der EU-Gerichtshof beauftragt sind, «die einheitliche Anwendung des EU-Rechts zu sichern».

Noch weit bedeutsamer beim Rahmenvertrag ist aber die zwingende Übernahme von künftigem, heute noch unbekanntem Recht. Zum entsprechenden Abkommen äusserte Bundespräsidentin Leuthard – neben Jean-Claude Juncker stehend – die bemerkenswerten Worte: «Hier hätten wir beide gewünscht, dass schon jetzt per Ende Jahr dieses Abkommen steht.» Sie machte damit deutlich, dass sie diesbezüglich genau gleich denkt wie der EU-Repräsentant.

Die Interessen der Schweizer Bevölkerung könnten von den Ansichten der Bundespräsidentin allerdings abweichen, denn die Bürgerinnen und Bürger müssten wichtige Mitbestimmungsrechte an Brüssel abtreten. Doch Leuthard drückt wie schon zu Beginn ihrer Amtszeit aufs Tempo und drängt auf einen möglichst raschen Abschluss. Sich selber unter zeitlichen Druck zu setzen, gilt in der Diplomatie allerdings nicht als bestes Rezept. Diese Redepassage weist darauf hin, wie sehr es Doris Leuthard darum geht, sich noch in ihrem Präsidialjahr um eine Deblockierung und Normalisierung verdient zu machen.

#### Was ist ein «dynamischer Vertrag»?

Bundespräsidentin Leuthard sprach auch von «positiver Dynamik». Dies ist insofern bemerkenswert, als eine Dynamik in Richtung Rahmenvertrag mit Übernahme von fremdem Recht und fremden Richtern bislang von den bürgerlichen Bundesratsparteien keineswegs als «positiv» beurteilt wird. CVP-Chef Gerhard Pfister meint: «Zu den Bedingungen, die heute zur Diskussion stehen, ist der Rahmen-

**«Hier hätten wir beide gewünscht, dass schon jetzt per Ende Jahr dieses Abkommen steht.»**

vertrag für die CVP ein No-Go.» Und FDP-Präsidentin Petra Gössi mahnt: «Wir sollten zuerst einmal abwarten, was sich beim Brexit zwischen Grossbritannien und der EU tut.» Die Bundespräsidentin verwendete auch die Wörter «Rechtssicherheit» sowie «Rechtsrahmen» und führte wörtlich aus: «Dieses Rahmenabkommen ist wichtig, damit wir nicht bei jeder Rechtsfortentwicklung laufend nachverhandeln müssen.» Tatsächlich gäbe es bei einem Rahmenabkommen nichts mehr nachzuverhandeln; das jeweils veränderte EU-Recht müsste von der Schweiz übernommen werden. >>>

## Kohäsionszahlung

# Wacklige Grundlage

**Der Bundesrat will nicht nur die EU-Ostländer unterstützen, sondern auch Millionen für Migrationsprojekte europäischer Staaten ausgeben. Darf er das? Von Katharina Fontana**

Die Ankündigung von Bundespräsidentin Doris Leuthard, dass der Bundesrat gewisse EU-Länder auch in den nächsten Jahren mit insgesamt 1,3 Milliarden Franken unterstützen will, lässt vor allem bei der SVP die Wogen hochgehen. Die Volkspartei will das Vorhaben nicht nur im Parlament bekämpfen, sondern den Milliardenbetrag – der in Form eines dem Referendum nicht unterstehenden Bundesbeschlusses ergehen wird – auch vor das Volk bringen. In diese Richtung zumindest äusserte sich Parteipräsident Albert Rösti im *Sonntagsblick*. Die SVP habe im Sommer eine parlamentarische Initiative für ein fakultatives Finanzreferendum eingereicht, diese müsse nun dringlich behandelt werden.

Allerdings dürfte auch dem SVP-Chef klar sein, dass es sich hierbei um Wunschdenken handelt. Bis ein Finanzreferendum auf Bundesebene angenommen und umgesetzt wäre, würden wohl drei bis vier Jahre ins Land gehen. Bis dahin dürfte der Beschluss über die Kohäsionszahlung bereits unter Dach sein. Vielleicht will die SVP auf diese

Weise auch nur davon ablenken, dass sie sehr wohl die Möglichkeit gehabt hätte, die milliardenschwere Kohäsionszahlung zu bekämpfen. Sie hätte dazu gegen die Erneuerung des Osthilfegesetzes, welches das Parlament im September 2016 angenommen hat und welches die Grundlage für den Oststaaten-Rahmenkredit darstellt, das Referendum ergreifen müssen.

Der Bundesrat will allerdings nicht nur Osteuropa unterstützen. Neben den Geldern für die osteuropäischen Staaten im Umfang von 1,1 Milliarden Franken beantragt er einen zweiten Rahmenkredit von zusätzlichen 200 Millionen Franken. Dieses Geld ist für Migrationsprojekte gedacht und soll laut dem Staatssekretariat für Migration (SEM) in Zusammenarbeit

mit den am stärksten betroffenen EU-Staaten beziehungsweise an den für die Schweiz relevanten Migrationsrouten eingesetzt werden. Die Rechtsgrundlage dafür findet sich gemäss dem SEM im Asylgesetz, genauer gesagt in den Bestimmungen über die Rückkehrhilfe und die Prävention irregulärer Migration sowie über die internationale Zusammenarbeit. Die entsprechenden Gesetzesartikel berechtigen den Bund namentlich dazu, sich an «der Harmonisierung der europäischen Flüchtlingspolitik auf internationaler Ebene sowie an der Lösung von Flüchtlingsproblemen im Ausland» zu beteiligen. Auch ermächtigen sie ihn, Rückkehr- und Präventionsprogramme nicht nur in der Schweiz, sondern auch im Ausland zu finanzieren.

Dass sich der geplante Migrations-Rahmenkredit auf diese Gesetznormen abstützen soll, scheint auf den ersten Blick vertretbar zusein. Auf den zweiten Blick kommen allerdings Zweifel auf. Denn beim Erlass der entsprechenden Bestimmungen wurde in keiner Weise daran ge-

dacht, dass sie je als Grundlage für die Finanzierung von neuen Kohäsionszahlungen an die EU genutzt werden könnten; zumindest lässt sich den Materialien nichts Derartiges entnehmen. Die Schaffung einer klaren, spezifischen Gesetzesgrundlage – analog zum Osthilfegesetz – wäre also der sauberere Weg, um diese neue Ausgabe rechtlich abzustützen. Finanzpolitisch gesehen, ist es nämlich höchst unbefriedigend, wenn die Behörden Gesetze heranziehen, mit denen sie im Nachhinein neue Ausgaben rechtfertigen wollen, für die das Gesetz nicht gemacht wurde. Abgesehen von der Frage, ob die Kohäsionszahlung politisch opportun ist, sollte das Parlament also auch deren Rechtsgrundlage kritisch unter die Lupe nehmen.



*Wunschdenken:* SVP-Chef Rösti.

**Die Volkspartei will das Vorhaben nicht nur im Parlament bekämpfen.**



Die Vorstellungen, wie sie derzeit in Bundesbern über das Wesen eines Vertrags herrschen, sind nicht unbestritten. Ein Vertrag sollte zwischen mindestens zwei Parteien Rechtssicherheit schaffen, indem bestimmte Verbindlichkeiten für die Zukunft konserviert werden, ohne dass Unvorhergesehenes das Vereinbarte über den Haufen wirft. Kaum wirkliche Rechtssicherheit handelt sich ein, wer einen Vertrag abschliesst, bei dem der eine Partner das geltende Recht ständig nach seinem Gusto erneuern darf und der andere diese Änderungen unbesehen übernehmen muss oder nur unter harten Vergeltungsmassnahmen ablehnen kann. Es ist also schwerlich angebracht, die «Rechtssicherheit» zu bemühen, wo doch eine dynamische beziehungsweise automatische Rechtsübernahme tendenziell Rechtsunsicherheit schafft.

### Rahmenvertrag wäre Rahmendiktat

Nicht ganz redlich war auch Leuthards Behauptung, das Tauwetter mit Brüssel sei entstanden, weil die Schweiz die «Einwanderungsinitiative» (korrekt: Masseneinwanderungsinitiative) «konform mit der EU umgesetzt» habe. Tatsache ist, dass die Schweiz den Verfassungstext der Masseneinwanderungsinitiative in keinem Punkt umgesetzt hat. Auch Leuthards Betonung der «Weiterführung des bilateralen Wegs» stimmt mit der Wirklichkeit kaum überein. Denn die EU beharrt seit 2008 darauf, keine neuen bilateralen Verträge mit der Schweiz mehr abzuschliessen, ohne zuvor die «institutionellen Fragen» ein für alle Mal geklärt zu haben.

Konkret fordert Brüssel die Übernahme von künftigem und früherem EU-Recht und die Interpretationsgewalt durch EU-Richter. Die Europäische Union verlangt von der Schweiz also keine «bilaterale» Rechtsentwicklung, wie sie nur zwischen Gleichberechtigten stattfinden kann, sondern die Unterordnung. Wenn Schweizer Politiker den «bilateralen Weg» beschwören, nehmen sie im Grunde weder die Europäische Union ernst noch die hiesigen Bürgerinnen und Bürger, denen sie Souveränitätsrechte entziehen wollen, statt gemäss ihrem Verfassungsauftrag «die Rechte des Volkes» zu verteidigen.

Allerdings setzte sich die EU ein Stück weit gleich selber mit ihrer früheren Forderung in Widerspruch, es werde keine bilateralen Verträge ohne institutionelle Bindung mehr geben: Jean-Claude Juncker und Doris Leuthard setzten feierlich ihre Unterschrift unter den bilateralen Vertrag über die Teilnahme am Emissionshandel. Beim Beitritt der Schweiz zur Bahnagentur der EU und bei der Äquivalenzerklärung, welche die Schweiz als gleichberechtigten Handelsplatz für Wertchriften anerkennt, soll es jetzt rasch voran-

gehen. Es tut sich also einiges – auch ohne EU-Rahmendiktat.

Zur Kohäsionszahlung von 1,3 Milliarden Franken meinte die Bundespräsidentin: «Der Bundesrat macht dies nicht in Verknüpfung politischer Interessen, sondern im Lichte der gesamten guten Beziehungen.» Es handle sich also gewissermassen um ein uneigennütziges Geschenk, um eine noble Geste, ganz ohne andere Hintergedanken. Warum aber präzisierte sie gleich darauf, es gehe um einen Beitrag zum «Marktzugang»? Und wenn Bern 200 Millionen Franken zur Bewältigung der Migration zahlt und damit aus der Osthilfe eine gesetzmässig nicht vorgesehene Südhilfe macht: Stecken dahinter etwa keine politischen Interessen?

Auch die verbindlich-diplomatischen Worte von Jean-Claude Juncker sind nicht unbedingt zum Nennwert zu nehmen. Dies gilt vorab für die Behauptung, er hätte die Schweiz auch ohne das Milliardengeschenk besucht. Er hätte sich ohne Zahlung kaum der Blamage ausgesetzt, mit so gut wie nichts im Gepäck nach Brüssel zurückzukehren. Schief lag Juncker

---

### Konkret fordert Brüssel die Übernahme von künftigem und früherem EU-Recht.

---

auch mit der Aussage, die Interessen der Schweiz und der EU seien «identisch gelagert». Die Schweizer Bevölkerung dürfte dies angesichts der drohenden Beschneidung ihrer direktdemokratischen Rechte doch ziemlich anders beurteilen.

### Unhaltbare Geheimhaltung

Juncker erklärte schliesslich den zuvor von Bundespräsidentin Leuthard wiederholt genannten Rahmenvertrag zum «Unwort»; viel lieber verwende er die Bezeichnung «Freundschaftsvertrag». Diese Aussage eines Repräsentanten von 512 Millionen Menschen gegenüber einem 8-Millionen-Staat gemahnt etwas an einen Burschen der dritten Sekundarschule, der auf dem Pausenplatz einen Erstklässler in den Schwitzkasten nimmt und verkündet, dies sei eine Freundschaftsgeste. Noch nie haben überdies echte Freunde einen Vertrag zum Erhalt ihrer Freundschaft abschliessen müssen. Da tönte die Aussage von Charles de Gaulle als Vertreter eines EU-Gründerstaates ehrlicher: «Staaten haben keine Freunde, nur Interessen.»

Im Vorfeld des Juncker-Besuchs wählte die Landesregierung bedauerlicherweise eine Strategie des Vertuschens und Verschweigens. Obwohl die Bundesverfassung vorschreibt, dass der Bundesrat «die Öffentlichkeit rechtzeitig und umfassend über seine Tätigkeit» informieren muss, orientierte er nicht über die von ihm bewilligte Kohäsionsmilliarde. Als

Bundespräsidentin Leuthard im Nachgang um Verständnis warb, erhob sich keinerlei Widerspruch gegen diese unschweizerische Kabinettpolitik. Die *Basler Zeitung* lobte sogar ausdrücklich die «taktisch klugen Töne» und spekulierte über ein «verhandlungstaktisches Pfand für die Schweiz». Mittlerweile hat sich die «Taktik» (Leuthard) als bedingungslose Zahlung von 1,3 Milliarden Franken entblösst. Das grosse Schweigen hatte dazu gedient, vor Junckers Besuch keine innenpolitische Kontroverse zu entfachen. Es war aber auch ein Zugeständnis an den neuen Aussenminister Ignazio Cassis. Der Tessiner mochte nicht als erste Amtshandlung ausgerechnet die unpopuläre Kohäsionszahlung vor dem Volk vertreten.

### Taktisch besser, aber unehrlicher

Indem der Bundesrat die Information über die Milliardenzahlung unterschlug und einzelne Bundesräte ihren Fraktionen gar versicherten, es sei noch kein Entscheid gefallen, leidet das Vertrauen. Es unterstreicht zudem den Charakter der Schweiz als eine Art Rechtskolonie, wenn der Bundesrat seine europapolitischen Entscheide künftig nur noch in Anwesenheit eines EU-Repräsentanten öffentlich macht.

Die direkte Demokratie ist und bleibt darauf angewiesen, dass die Behörden offen und ehrlich kommunizieren. Ansonsten sind zweckmässige Sachabstimmungen nicht möglich, wie die Abstimmung über die Personenfreizügigkeit im Jahr 2000 gezeigt hat. Ohne zehnfache Untertreibung der EU-Zuwanderung durch den Bundesrat wäre diese Vorlage beim Volk nicht durchgekommen.

Ausser Doris Leuthard macht in Bundesbern derzeit in Sachen Rahmenabkommen kaum jemand zeitlichen Druck. Auch das vielgenannte nächste Frühjahr 2018 für die Unterzeichnung dürfte noch hinausgezögert werden. Die meisten Parteien möchten die darauffolgende Volksabstimmung über die EU-Anbindung ausgerechnet im Wahljahr 2019 vermeiden. Viel lieber als dannzumal ein Ja zu vertreten, spricht die CVP vorderhand von «noch zu klärenden Fragen», die FDP von «roten Linien».

Der Bundesrat will sich in seiner Europapolitik taktisch besser, zugleich aber auch unehrlicher verhalten als 1992. Damals hat Adolf Ogi die EWR-Vorlage noch als «Trainingslager» für die EU popularisiert; der Bundesrat beschrieb den EWR in seiner Botschaft als Vorstufe zum EU-Beitritt. Heute aber gilt das, was FDP-Präsident Franz Steinegger auf eine Journalistenfrage («Sie bleiben also bei der Salami-Taktik: Rädchen um Rädchen, Schritt für Schritt in die EU?») geantwortet hat: «Ganz klar. In der direkten Demokratie sind konkrete Schritte der einzige Weg, um weiterzukommen.»

In einigen Jahren wird den Schweizerinnen und Schweizern möglicherweise klar, dass sie inzwischen einfach beigetreten worden sind. O

# Geheimdiplomatie im Morgengrauen

Von Hubert Mooser — Das Kaffeekränzchen von Bundespräsidentin Leuthard mit EU-Kommissions-Präsident Juncker und CVP-Parteichef Pfister weckt das Misstrauen anderer Parlamentarier.



Kennt Juncker schon länger: CVP-Präsident Pfister.



Teilt aus: FDP-Nationalrat Portmann.



Kritik: FDP-Chefin Gösli.



Anfrage: FDP-Nationalrat Wasserfallen.

Besonders bei der FDP, die mit Ignazio Cassis den für die Aussenpolitik zuständigen Bundesrat stellt, brodelt es. Freundlich, aber bestimmt gibt FDP-Chefin Petra Gösli zu verstehen, sie habe zwar Verständnis dafür, wenn Bundesräte nach dem offiziellen Teil noch auf einen Kaffee mit einem Gast zusammensässen. Es zieme sich aber nicht, wenn die Bundespräsidentin vor dem offiziellen Treffen eine Privataudienz mit einem Staatsgast anberaume. Dies sei gegenüber den anderen Bundesräten nicht gerade kollegial.

## Privater Austausch ohne Relevanz?

Auch FDP-Aussenpolitiker Hans-Peter Portmann teilt kräftig aus: «Selbstverständlich darf sich in einer Demokratie jedermann mit jedem treffen und sich gedanklich austauschen.» Allerdings entspreche es nicht unserem Öffentlichkeitsprinzip, dies im Geheimen zu tun, kritisiert der Zürcher Freisinnige. FDP-Nationalrat Christian Wasserfallen hakte zudem im Parlament nach. Er will in einer Anfrage vom Bundesrat wissen, ob die Regierung über das private Treffen Leuthard–Juncker informiert gewesen sei, ob solche Treffen vor Staatsbesuchen den Gepflogenheiten des Bundesrates entsprächen und was denn eigentlich besprochen worden sei. Viel Aufregung also in den Reihen der FDP-Bundeshausfraktion. Auslöser war ein Artikel der *NZZ am Sonntag*,

Leibblatt des Schweizer Freisinns, zu Leuthards Geheimdiplomatie im Morgengrauen. Die Zeitung rapportierte ein diskretes Treffen zwischen Leuthard und Juncker unmittelbar vor dem offiziellen Besuch. Bei der Begrüssungszeremonie hätten die beiden Christdemokraten so getan, als stünden sie seit ihrem Treffen im April in Brüssel zum ersten Mal wieder gegenüber. Dem sei aber nicht so: Kurz zuvor sei es im Hotel «Allegro» in Bern zu einem ersten Treffen gekommen, das im offiziellen Programm aber nicht aufgeführt gewesen sei.

Nun, so diskret war das Treffen auch wieder nicht. Was die Zeitung nicht schrieb: Leuthard hatte Aussenminister Cassis zuvor informell über diesen Austausch im «Allegro» informiert, wie EDA-Informationsschef Jean-Marc Crevoisier auf Anfrage verlauten lässt. Trotzdem würde man gerne erfahren, wieso die Bundespräsidentin im Vorfeld eines Staatsbesuches mit dem Staatsgast und im Beisein von CVP-Präsident Gerhard Pfister eine private Vorbesprechung arrangiert hat.

Pfister sagt dazu: «Es war eine kurze Begegnung, ein informeller Austausch – wenn er [Juncker, die Red.] schon einmal in der Schweiz ist.» Er kenne Juncker schon länger, von Anlässen der Europäischen Volkspartei. Der Aus-

tausch im «Allegro» habe keinerlei Relevanz gehabt für die auf der Schweizer Agenda stehenden Dinge. Auch im Umfeld von Bundespräsidentin Leuthard redet man das informelle Gespräch mit Juncker klein. Man habe rasch einen Kaffee getrunken, was wohl weder verboten noch speziell sei, und verweist dafür subtil auf einen Besuch des früheren deutschen Aussenministers Guido Westerwelle. Dass der damalige EDA-Chef Didier Burkhalter beim Besuch Westerwelles im Jahr 2013 vor den offiziellen Feierlichkeiten mit diesem in einem abgelegenen Restaurant schnell ein

**Gerhard Pfister: «Es war eine kurze Begegnung, ein informeller Austausch.»**

Kännchen Kaffee leerte und dabei über nichts Relevantes diskutiert haben will, ist allerdings nicht überliefert.

## Der Efta-Gerichtshof im Gespräch

Es fällt schwer, zu glauben, dass der EU-Kommissions-Präsident und die Bundespräsidentin im Beisein des CVP-Parteichefs nur belanglose Nettigkeiten ausgetauscht haben. Fast entrüstet stellt jedoch das Umfeld der Bundespräsidentin in Abrede, dass man bei diesem informellen Treffen zum Beispiel auch das Thema Efta-Gerichtshof besprochen habe. Dies hat die *NZZ am Sonntag* in dem Artikel über das diskrete Treffen insinuiert – als sie den Schluss daraus zog, dass die EU-Politik des Bundes einen gewissen CVP-Drall erhalten haben könnte. Beim Rahmenvertrag sei der Europäische Gerichtshof (EuGH) als Streitschlichtungsinstanz nicht mehr der einzige Weg. Auch eine Lösung mit dem Efta-Gerichtshof, wie sie CVP-Vertreter schon lange propagieren, rücke als Lösung wieder ins Blickfeld.

Freilich heizte die Bundespräsidentin die jüngsten Spekulationen über den Efta-Gerichtshof selber an mit ihren vagen Andeutungen zu den laufenden Verhandlungen über den Rahmenvertrag. «Wir wollen, dass unsere Experten die Köpfe noch einmal zusammenstecken, und zwar so, dass noch ein bisschen Luft bleibt, um die eine oder andere Idee zu

testen», sagte sie nach dem offiziellen Gespräch mit Juncker. Viele dachten dabei sofort an den Efta-Gerichtshof. Im Parlament hätte aber auch eine solche Lösung einen schweren Stand. Der Efta-Gerichtshof habe

weder eine rechtliche Legitimation noch das inhaltliche Know-how, um über die bilateralen Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU befinden zu können, findet FDP-Aussenpolitiker Portmann. Und für die SVP wären die Efta-Richter das gleiche Übel wie der Europäische Gerichtshof.





# Osteuropa liegt in Afrika

Von Hubert Mooser — Der Bundesrat will EU-Staaten mit 200 Millionen Franken beim Flüchtlingsproblem helfen. Was meint er damit?

Man hatte es bereits geahnt: Wie erwartet, verkündete Bundespräsidentin Doris Leuthard nach dem Treffen mit EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker letzte Woche, die Schweiz werde einen neuen Erweiterungsbeitrag an die dreizehn EU-Staaten in Osteuropa leisten. 1,1 Milliarden Franken werde man wie bisher zum Abbau der wirtschaftlichen und sozialen Ungleichheiten den EU-Mitgliedstaaten im Osten bereitstellen. 200 Millionen sollen, so Leuthard, dem Bereich Migration gewidmet sein. Sie stünden allen EU-Staaten offen, betonte die CVP-Magistratin. Das klang gut, besonders in den Ohren von EU-Chefkommissar Juncker – aber was meint Leuthard konkret mit Migration?

## Stellen für das Migrationsamt

Dass der Bundesrat den Rahmenkredit Migration in jenen EU-Mitgliedstaaten einsetzen will, die sich aufgrund ihrer geografischen Situation besonders mit dem Thema konfrontiert sehen, also in Griechenland und Italien, wie es in einem Aussprachepapier vom Juni 2017 heisst? Oder dachte Leuthard an Flüchtlingscamps in Nordafrika? Der *Tages-Anzeiger* sprach einen Tag nach der Pressekonferenz von einem Coup, weil ein Teil der 200 Millionen Franken direkt auch



nach Afrika fließen könnte – zur Errichtung von Aufnahmezentren für Migranten.

Es ist nicht das erste Mal, dass die Bundespräsidentin bei der Präsentation der EU-Politik im Ungefähren bleibt. Im Fall der Migrationsmillionen liegt das aber auch daran, dass die für das Geschäft zuständige Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) fast jede Woche mit neuen Ideen kommt. Sie gab Anfang Jahr den Anstoss, einen Teil der neuen Kohäsionsmilliarde, von der die osteuropäischen EU-Staaten profitieren, auf die Migrationsschiene in Richtung Südeuropa umzuleiten. Einen ausgereiften Plan, wofür sie diese Mittel tatsächlich einsetzen will, hat sie aber immer noch nicht. Die Mittel sollen dort eingesetzt werden, wo sie aus Sicht der Schweiz am dringlichsten erscheinen, heisst es offiziell. Nimmt man das Aussprachepapier vom Juni 2017 als Grundlage, brennt es vor allem im Staatssekretariat für Migration (SEM). Denn nur in einem Punkt ist Sommaruga bestimmt: Es brauche zusätzliches Personal im Staatssekretariat für Migration und Verbindungsleute in den Partnerländern.

In diesem Papier steckten die drei involvierten Bundesräte Simonetta Sommaruga, Didier Burkhalter und Johann Schneider-Ammann (beide FDP) erstmals die Eckwerte des neuen Erweiterungsbeitrages ab. Zum Beispiel, dass

die 200 Millionen Franken für den Migrationsbereich rechtlich auf das Asylgesetz abgestützt werden sollen. Unter diesem Titel ist es heute bereits möglich, Beiträge an internationale Organisationen in EU-Staaten auszuschütten und im Ausland Präventionsmassnahmen gegen die illegale Migration zu finanzieren. Weitere 50 Millionen will man dagegen über das Osthilfegesetz rechtlich absichern. Mit diesen Geldern sollen «migrationsbezogene Projekte» in den dreizehn EU-Staaten im Osten unterstützt werden – beispielsweise die Integration unbegleiteter minderjähriger Flüchtlinge, Nothilfe vor Ort und Zusammenarbeit im Migrationsbereich – was immer das genau heisst.

Nach dem Treffen zwischen Juncker und Leuthard in Bern sickerte ausserdem durch, Sommaruga denke in Sachen Migrationsmillionen auch über Projekte in Nordafrika nach. Laut bundesratsnahen Kreisen hat die Justizministerin anlässlich der letzten Bundesrats-sitzung mündlich darüber referiert. Sie habe Projekte umrissen, die man in Nordafrika ins Auge fassen könne. Zum Beispiel den Aufbau von Registrierungscentren, Hilfe bei der Unterscheidung zwischen echten und unechten Flüchtlingen, die Rückführung von Arbeitsmigranten in ihre Heimatländer und auch die Ausbildung libyscher Grenzbeamter.

In Sommarugas Staatssekretariat für Migration sorgen diese neuen Pläne für lange Gesichter: Hier geht man nach wie vor davon aus, dass der Bundesrat die 200 Millionen Franken in EU-Staaten einsetzen will, die im Flüchtlings- und Migrationsbereich besonders betroffen sind, wie ein Sprecher des SEM auf Anfrage zu verstehen gibt. Im Umfeld des Bundesrates bekommt man dazu auch zu hören: Sollte ein Teil des Geldes tatsächlich in Projekte nach Nordafrika fließen, dann nur in enger Zusammenarbeit mit EU-Mitgliedstaaten. Noch ist also alles sehr vage und diffus und vor allem nicht transparent.

## «Das Geld fliesst irgendwohin»

Das macht Parlamentarier erst recht miss-träulich: «Die Ostmilliarde muss vors Volk», forderte SVP-Präsident Albert Rösti schon einmal präventiv gegenüber dem *Sonntagsblick*. «Das Geld fliesst irgendwohin, womöglich nicht einmal nach Osteuropa.» CVP-Präsident Gerhard Pfister findet die Idee mit Nordafrika «diskussionswürdig – wenn sichergestellt ist, dass das Geld tatsächlich für Migrationszwecke eingesetzt wird und nicht irgendwo versickert». FDP-Nationalrat Hans-Peter Portmann, Mitglied der Aussenpolitischen Kommission, sagt: «Für mich persönlich stehen hier vor allem Beiträge an südeuropäische Länder im Vordergrund, welche unter den Lasten der Flüchtlingsströme sichtlich leiden.» Die Vorstellungen gehen also weit auseinander. Das letzte Kapitel dieser Geschichte ist noch nicht geschrieben.



Fast jede Woche neue Ideen: Simonetta Sommaruga im Niger, 4. Oktober 2017.

## «Neinsager verbauen die Zukunft»

SP-Nationalrat Corrado Pardini verteidigt die Ostmilliarde. Der Gewerkschafter kritisiert die SVP als Job-Vernichterin. Für die Wirtschaft schädlich sei deren EU-«Destabilisierungspolitik».

Herr Pardini, warum ist es richtig, dass die Schweiz 1,3 Milliarden Franken für Osteuropa und die Migration in der EU bezahlt?

Im Verhältnis zu den jährlichen rund 70 Milliarden Franken Bundesausgaben entspricht die Kohäsionszahlung für Osteuropa von 130 Millionen pro Jahr rund 1,85 Prozent des Bundesbudgets. Diese Zahlung ist für die Schweiz eine Investition in die Entwicklung der Ostmärkte. Umso mehr, als wir damit rund 300 Projekte der Berufsbildung finanzieren und somit direkt gegen die Jugendarbeitslosigkeit in Osteuropa wirken können. Die Entwicklung der Ostmärkte ist für unsere Exportwirtschaft sehr wichtig.

**Was sagen Sie einem aufgebracht Buezer, der Ihnen zuruft, man solle dieses Geld doch gescheiter in die AHV investieren?**

Die Arbeiter und Angestellten sind oft auch Gewerkschaftsmitglieder. Diese wissen genau, dass wir als Gewerkschaft und als Sozialdemokratische Partei seit Jahren für die Stärkung und den Ausbau der AHV kämpfen und dass es Ihre Partei ist, Herr Köppel, die gegen die AHV politisiert. Zudem wissen die Angestellten sehr genau, dass jeder zweite Franken im Ausland verdient wird. Sie sind sich bewusst, dass wir ein gutes Verhältnis zur Europäischen Union benötigen, damit wir auch weiterhin unsere Produkte dorthin exportieren können – und damit unsere Arbeitsplätze in der Schweiz sichern.

**Bundespräsidentin Leuthard sagte, der Bundesrat habe die Ostmilliarde ohne «Verknüpfung politischer Interessen», also ohne Gegenleistung, gezahlt. Hätte der Bundesrat nicht etwas verlangen sollen?**

Ich bin mir sicher, dass unsere Diplomtinnen und Diplomaten ebenso wie der Bundesrat eine klare Strategie verfolgen, um für ein stabiles Verhältnis zwischen der Schweiz und der Europäischen Union zu sorgen. Die Destabilisierungspolitik der SVP gegenüber der EU schadet unserer Wirtschaft und bedroht unsere Arbeitsplätze.

**Polen kauft sich ein neues Waffensystem für 10 Milliarden Franken und lockt Firmen und Arbeitsplätze aus der**

Schweiz an. Eben hat die ABB Stellen nach Polen ausgelagert. Warum sollen wir Polen finanzieren?

Ich gehe mit Ihnen einig, dass die Ost-Kohäsionszahlungen, wie übrigens alle unsere wirtschaftlichen Beziehungen mit dem Ausland, an klare Voraussetzungen geknüpft werden müssen: etwa die uneingeschränkte Einhaltung der Menschenrechte oder den Respekt vor demokratischen und rechtsstaatlichen Prinzipien. Leider wertet die bürgerliche Mehrheit im Parlament, allen voran die SVP, den wirtschaftlichen Nutzen jeweils höher als die Einhaltung dieser Kriterien. Die Verantwortung für Stellenverlagerungen ins Ausland tragen nicht osteuropäische Länder, sondern die Manager in den



Corrado Pardini.

Chefetagen der Schweizer Unternehmen. Viele Manager haben die Gunst der Stunde genutzt und aufgrund der verfehlten Politik der Nationalbank, einer fehlenden Industriepolitik sowie der Unsicherheit in den Beziehungen zur Europäischen Union – verursacht durch die Politik der SVP – Arbeitsplätze ins Ausland ausgelagert.

**Sie bezeichnen die Ostmilliarde als Investition. Welches ist der konkrete Ertrag, auf den Sie den Bundesrat verpflichten wollen?**

Dass die Ostmilliarde nicht nur eine Investition ist, sondern eine lohnende Investition, zeigt ein Blick auf die Exportstatistik der Schweiz. Diese deutliche Zunahme der Exporte nach Osteuropa ist eine Basis unseres Wohlstandes in der Schweiz und rechtfertigt weitere Investitionen in die osteuropäischen Länder.

**Die EU verlangt von der Schweiz die Übernahme ihres Rechts unter EU-Richtern. Kommissions-Präsident Juncker nennt es einen Freundschaftsvertrag. Sie auch?**

Ich hoffe, dass es sich um einen Freundschaftsvertrag handelt, denn wir brauchen ein stabiles, freundschaftliches Verhältnis zu unseren Nachbarn. Wenn Sie und Ihre Partei seit Wochen gegen einen Vertrag Stimmung machen, von dem der Inhalt noch nicht bekannt ist, finde ich dies nicht zielführend für unser Land. Bedenkenträger, Neider und kategorische Neinsager verbauen der Schweiz die Zukunft!

Fragen: Roger Köppel

## Geschichte

### Leuthards Lektion

EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker und der Schwabenkrieg von 1499.

Der höchste EU-Funktionär besuchte die Schweiz; Herzen und Strahlen war angesagt. Zumindest Jean-Claude Juncker hatte gute Gründe für seine gute Laune, hatte ihm doch Bundespräsidentin Doris Leuthard eben weitere 1,3 Milliarden Franken Kohäsionsbeitrag zugesagt ohne konkrete Gegenleistungen. Auch waren sich die beiden einig, dass ein institutioneller Rahmenvertrag das Verhältnis zwischen der EU und der Schweiz definitiv klären sollte.

Die CVP-Bundesrätin ist noch nie durch ein ausgeprägtes Geschichtsverständnis aufgefallen, was wohl ihre heitere Gemütsart erklärt trotz blamabler Bilanz nach dem Besuch Junckers. Unser Land stand schon einmal in einer fast identischen Situation: Auch damals wollte eine supranationale Grossmacht ähnlich der EU ihre Machtstruktur verdichten, sprich weiter zentralisieren. Dafür sollte eine Gerichtsinstanz geschaffen werden als letzte und höchste juristische Autorität, deren Rechtssprüche verbindlich gewesen wären für alle Mitgliedstaaten. Der Europäische Gerichtshof, dem sich die Schweiz heute mit einem Rahmenvertrag unterstellen soll, hiess damals Reichskammergericht und die EU des Spätmittelalters nannte sich Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation. Der «Kommissionspräsident» war kein Luxemburger, sondern ein Habsburger: Maximilian I. (1459–1519).

Im Sommer 1495 wollte der deutsche Kaiser am Reichstag zu Worms seine Reform durchdrücken. Natürlich ging es auch ums Geld: Künftig sollte zusätzlich eine Reichsteuer für jeden Untertan erhoben werden. Damit wollte Maximilian seine Kriegsunion (etwa gegen Frankreich und die Osmanen) alimentieren. Die Reichsteuer der heutigen «Friedensunion» EU kommt als Kohäsionsbeitrag daher. Das Pathos ist das gleiche, und beiden geht es ums Geld.

Die eidgenössischen Delegierten wollten weder ein Reichsgericht noch eine Reichsteuer und verweigerten die Unterzeichnung. In der Folge kam es 1499 zu mehreren Scharmützeln, die als «Schwabenkrieg» in die Geschichte eingingen. Die Schweiz gewann, und Kaiser Maximilian musste im Frieden von Basel den Eidgenossen ihre Selbstständigkeit im Reich bestätigen: keine Reichsmilliarde, kein europäischer Reichsgerichtshof. *Peter Keller*



# «Ich schaute ihnen immer in die Augen»

Von Roger Köppel — Er war der Fernseh-Polit-Star schlechthin. Seine «Arena» brachte Traumquoten und die EU-Diskussionen zum Kochen. Jetzt will Filippo Leutenegger, 65, Stadtpräsident von Zürich werden. Wir sprechen über 25 Jahre Europapolitik, die Kunst des TV-Duells, No Billag und Rotgrün.

Das Erdbeben kam für die meisten überraschend. Am 6. Dezember 1992 stimmten Volk und Stände gegen einen Beitritt der Schweiz zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR). Mittendrin stand damals der TV-Produzent und Moderator Filippo Leutenegger. Seine «Arena» wurde zum wöchentlichen Showdown, der die Schweiz politisch prägte. Heute wirkt Leutenegger als FDP-Stadtrat von Zürich. Im nächsten Frühling kandidiert er fürs Stadtpräsidium gegen die sozialdemokratische Amtsinhaberin Corine Mauch.



**Herr Stadtrat Leutenegger, Bundespräsidentin Leuthard will an Osteuropa ohne Gegenleistung 1,3 Milliarden Franken verschenken und einen EU-Rahmenvertrag abschliessen. Ihre erste Reaktion?**

Mein Atem geriet schon etwas ins Stocken. Aber eben: So ist ein Teil der Schweiz. Man hat irgendwie auf Vorrat das Gefühl, man müsse sich im Ausland dafür entschuldigen, dass es der Schweiz so gut geht.

**Ablass?**

Das ist sicher ein Element. Man will sich reinwaschen. Wofür eigentlich? Ein zweiter Punkt: Wenn irgendein untergeordneter EU-Beamter hustet, gibt es hier einen medialen Flächenbrand. Dabei bewundern uns viele Europäer für unsere Eigenständigkeit. Und drittens: Die Verwaltung möchte bei grossen Gebilden dabei sein. Ich habe das als Politiker und Journalist in Bern erlebt: Unterschätze nie den Drang vor allem unserer Diplomaten, in einer internationalen Organisation mitzumachen.

**Wird Ihre Partei, die FDP, beim Rahmenvertrag dagegenhalten?**

Hoffentlich. Wenn wir den Rahmenvertrag abschliessen, sind wir im Anpassungszwang. Das wäre schlecht.

**Aber sind wir nicht schon drin?**

Nein. Etwas, was wir unter dem Druck von Verhältnissen freiwillig nachvollziehen, ist nicht das Gleiche, wie wenn wir es nachvollziehen müssen, weil wir rechtlich dazu verpflichtet sind. Darum geht es beim Rahmenvertrag. Das Primat der direkten Demokratie ist dann in Gefahr. Ein fremdes Gericht könnte faktisch einen Volksscheid kassieren.

**Eigentlicher Anlass unseres Gesprächs ist**

**ein Jubiläum: Es ist 25 Jahre her seit der Abstimmung über den Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR). Sie waren damals beim Schweizer Fernsehen, nachher machten Sie Furore mit der «Arena».**

Halt, den Vorläufer, die «Freitagsrunde», gab es bereits. Und ich produzierte 1992 als Produzent die legendäre Sendung im Bundesbriefarchiv mit Bundesrat Adolf Ogi. Das war die Geburtsstunde der «Arena».

**Was ist Ihre erste Erinnerung an die Brisanz der Abstimmung?**

Während der Sendung spürte ich, dass sich auf dem Land eine unheimliche Gegenkraft gegen diesen EWR, gegen die EU aufbaute. Es war ein Plebiszit für die Schweiz, die nicht in einem grösseren Gebilde aufgehen sollte.

**Wie kam die Figur Christoph Blocher ins Spiel?**

Ich hatte nach der Uno-Abstimmung Vorgespräche mit Blocher und dem FDP-Urgestein Otto Fischer. Die beiden trieben das voran, Blocher federführend. Letzterer verausgabte sich bis an die Leistungsgrenze als Vortragsredner. Den Respekt holte er sich als Unternehmer, der sich nach oben gearbeitet hatte.

**War er auf Anhieb eine so polarisierende Gestalt?**

Noch nicht. Das kam später. Erst das EWR-Nein zertrümmerte die bürgerliche Allianz. Damit war der Aufstieg der SVP erst möglich. Blocher wurde durch den Sieg zum polarisierenden Machtfaktor.

**Wie erlebten Sie den 6. Dezember 1992?**

Es war ein Erdbeben, das die Verlierer in eine Art Depressions-Trance versetzte. Sie rechneten fest damit – und sie glaubten es wirklich –, dass die Schweiz wirtschaftlich kaputtgehen würde. Es kam freilich anders.

**Sie haben dann die sagenumwobenen «Arena»-Sendungen mit Blocher und den Parteipräsidenten Peter Bodenmann (SP) und Franz Steinegger (FDP) moderiert. Mit gewaltigen Einschaltquoten.**

Ja, wir hatten einen Jahresdurchschnitt von bis zu 37 Prozent, Einzelsendungen bis über 50 Prozent. Europa war das dominierende Thema.

**Wie lautete Ihr Erfolgskonzept?**

Rede und Gegenrede, Meinung und Gegenmeinung. Das ist für mich die Essenz der Demokratie. Vorher gab es im Fernsehen nur die «Freitagsrunde», ein Konkordanz-Kränzchen. Demokratie aber bedeutet, dass man immer auch die andere ungeschminkte Meinung anhören muss.

**Ihre «Arena» zielte aufs Duell.**

Ja klar, das Duell zwischen Ja und Nein. Auf dem Abstimmungszettel gibt es auch nur Ja oder Nein. Ich konfrontierte die beiden Positionen mit einem engagierten Publikum. Das war so etwas wie eine TV-Landsgemeinde.

**Sie nahmen oft die gleichen Widersacher.**

Natürlich. Franz Steinegger von der FDP war der überlegene, coole Urner, hochintelligent, einzelkämpferisch. Blocher erwies sich als durchdringender, in die Tiefe bohrender Grundsatzdebattierer. Immer unter Starkstrom, hochengagiert. Bodenmann, der zunächst mit seinem schwer verständlichen Dialekt publizistisch-sprachlich fit werden musste, traf traumwandlerisch die Lücken in der Deckung, sarkastisch, zynisch, ein Grosse-talent, allerdings fehlte die Ausdauer. Ich setzte auf die Besten, die die Verantwortung tragen. Vier Topshots gleichzeitig bringen wenig, man muss es auf eine Konfrontation der Ideen in einem Duell der Ideen zulaufen lassen.

**Bald gab es Kritik, Sie hätten Blocher bevorzugt. Und damit gross gemacht.**

Das Gegenteil ist richtig. Ich sage das hier zum ersten Mal: Ich gab Herrn Blocher ein Kontingent von sechs Sendungen pro Jahr. Steinegger hatte sieben Sendungen, Bodenmann deren acht. Ich war ganz bewusst ungerecht mit der rechten Seite, weil ich wusste, die Journalisten würden mich sonst mit Vorwürfen eindecken.

**Was Sie trotzdem taten. Sie galten als Blocher-Freund.**

Heute bin ich es, damals war ich es nicht. Mein Vergehen in den Augen meiner Kritiker bestand darin: Ich lud Blocher ein und liess ihn reden. Viele Journalistenkollegen

**«Mein Lieblingssatz war: <Was Sie eigentlich sagen wollen, ist ...> Dann ging es los.»**

hätten ihn lieber totgeschwiegen. Das wäre gegen die Essenz der demokratischen Auseinandersetzung gewesen und gegen meinen Auftrag, die Realität abzubilden.

**Hielt die SRG zu Ihnen?**

Ja. Man liess mich wirklich machen. Viele Zuschauer wollten jeden Freitag wissen, wie der Match ausgeht.

**Schliesslich kamen die Medienwissenschaftler und sagten, Sie hätten die Politik boulevardisiert, polarisiert.**

Ja, sie nannten die «Arena» anfänglich sogar eine Schrei-Sendung.

**Haben Sie Blocher gross gemacht?**

Ich habe ihn nicht klein gemacht.

**Journalisten luden Sie nicht ein. Warum nicht?**

Ich wollte keine Darsteller und Experten, die meistens verkappte Politiker sind, sondern Politiker, die wirklich Verantwortung tragen. Journalisten müssen ja keine Verantwortung tragen. Sie können ihre Meinungen ohne Konsequenzen wechseln.

**Später wurde die «Arena» pasteurisiert. Warum?**

Die «Arena» ist vom Auftrag abgekommen, Ja und Nein miteinander zu konfrontieren. Sie ist zu einer weiteren weitschweifigen Diskussionssendung geworden.

**Der neue Moderator hat der «Arena» ein starres Korsett verpasst. Aus politischen Gründen?**

Das glaube ich nicht. Jonas Projer ist ein grosses Talent, aber er hat vermutlich ein typisches Moderatorenproblem: Angst vor Kontrollverlust. Deshalb führt er die Sendung zu engmaschig.

**Was war Ihre Methode?**

«Halte dich zurück.» Und versuche, das aus den Politikern herauszuholen, was sie wirklich sagen wollen. Auf keinen Fall darfst du sie in eine vorgefertigte Schublade pressen. Der Gast steht im Zentrum.

**Was war Ihr bester Trick?**

Ich schaute ihnen immer in die Augen. Manchmal sagen Politiker etwas, aber sie meinen etwas anderes. Ich habe dann oft das zusammengefasst, was ich in den Augen gelesen habe. Mein Lieblingsatz war: «Was Sie eigentlich sagen wollen, ist ...» Dann ging es los.

**Was war Ihr Motiv, aus der Journalistenrolle auszubrechen, um Politiker zu werden?**

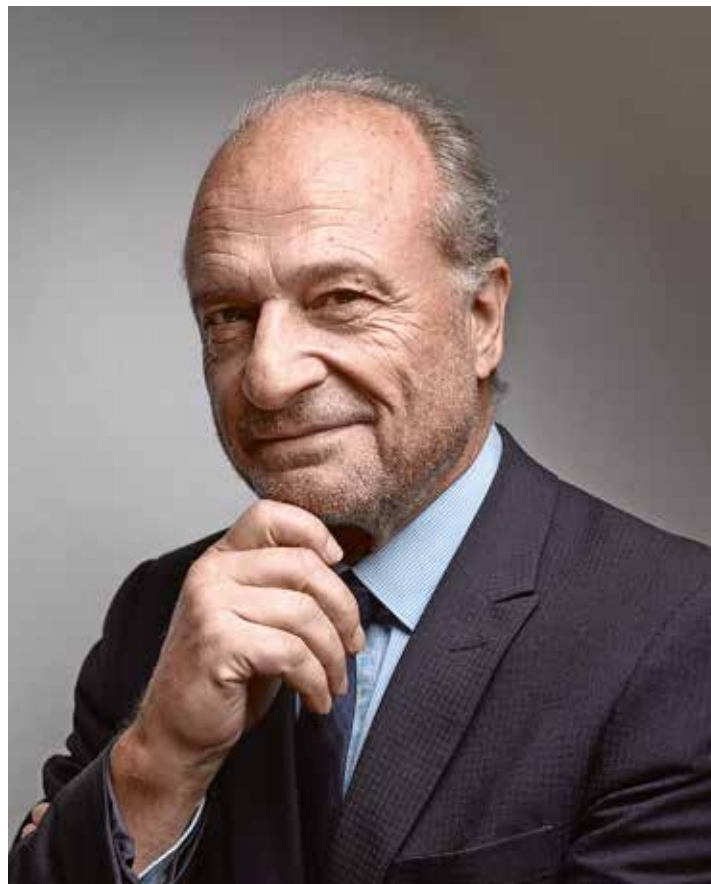
Traditionellerweise ist Politik in der Schweiz zum grossen Teil Milizarbeit. Ich sagte mir: Es braucht doch Leute mit Berufserfahrung aus der Wirtschaft, die nach Bern gehen. Man darf die Politik nicht jenen überlassen, die von der Politik leben. Wenn wir das zulassen, haben wir bald – wir sind ja bereits auf dem Weg dorthin – ein Berufsparlament. Das wäre schlecht für die Schweiz.

**Ist die Kombination Journalist/Politiker ein No-Go?**

Auf keinen Fall. Journalistinnen, Unternehmer, Gewerkschafterinnen, Banker sollten nach Bern, Leute mit einer Berufskarriere. Sonst geht unser Milizsystem zugrunde.

**Steht die Schweiz heute einem EU-Beitritt eigentlich näher als nach dem EWR-Nein?**

Die Frage stellt sich ähnlich. Die Verwaltung drückt aufs Gaspedal. Dahinter steckt nicht mal böse Absicht. Es ist bequemer, dem Anpassungsdruck nachzugeben. Ein Abkommen produziert das nächste Abkommen. Das Netz zieht sich zusammen. Es fehlt die



«Eine Art Depressions-Trance»: TV-Legende Leutenegger.

Widerstandskraft der Regierung. Es ist ähnlich wie 1992, aber weniger zugespitzt.

**Und wie steht es um die einst gigantische Polarisierung zwischen FDP und SVP?**

Sie lässt nach. Bei den Freisinnigen ist die durch Blochers Erfolg schwer verletzte alte Garde weitgehend abgetreten. Die FDP hat ein gutes Programm, aber leider nicht immer die Kraft, es durchzuziehen. Aber die Partei ist viel klarer und konsequenter geworden. Früher war ich einsamer in meiner Partei.

**Was ist das Problem der SVP?**

Es gibt den grossen Vordenker Blocher. Es gibt in der SVP aber erstens auch Mitläufer und Etatisten. Zweitens: Die SVP ist stark beim Neinsagen. Aber hat sie eine Strategie für die Weiterentwicklung der Schweiz? Es hilft der Partei, dass jetzt neue, junge Leute nachkommen.

**Sie haben Christoph Blocher eng verfolgt, seit Jahrzehnten, eine historische Figur.**

**Wie hat er sich eigentlich verändert seit 1992?**

Was aussergewöhnlich ist: Obwohl er ein Geniesser ist, hat er eine grosse Selbstdisziplin

und eine gewaltige Schaffenskraft, immer mit einer langfristigen Strategie.

**War er früher so hart, wie man heute sagt?**

Natürlich haute er hart drauf, aber das hat er sehr bewusst getan. Inzwischen ist er milder. Sein Fleiss scheint jedoch ungebrochen.

**Vielleicht eine Schwäche: Blocher will jeden Kampf nicht 2:1, sondern 6:0 gewinnen.**

Das sehe ich anders. Als Unternehmer hat er verstanden, dass man nur gewinnen kann, wenn es Win-win-Situationen gibt. Blocher verhandelt immer, auch politisch, vor allem hinter den Kulissen.

**Wie hat sich die SRG seit 1992 verändert?**

Sie war früher stärker publizistisch auf den Erfolg ausgerichtet. Die Ära de Weck brachte eine Ideologisierung. Es spielte oft keine Rolle mehr, ob man beim Publikum Erfolg hat, Hauptsache, politisch korrekt.

**Was erwarten Sie vom Neuen, Gilles Marchand?**

Er ist ein Pragmatiker. Der Schaden aber für die SRG ist angerichtet.

**Wie stimmen Sie bei «No Billag»?**

Die SRG ist vor allem in den Sprachregionen wichtig für den nationalen Zusammenhalt. Deshalb kann ich nicht ja sagen zu dieser Tabularasa-Initiative. Aber die SRG muss sich ändern, bescheidener werden und ihren Auftrag wahrnehmen.

**Kommen wir auf Ihre Politschlacht in Zürich zu sprechen. Sie kandidieren fürs Stadtpräsidium, ausserdem haben Sie sich von Ihrer Frau getrennt oder umgekehrt: Eine**

**weitere Beziehung, die auf der Schlachtbank der Politik kaputtgeht. War es das wert?**

Das hatte mit Politik nichts zu tun. Wir haben uns nach 23 Jahren einfach auseinandergelebt.

**Zürich ist satt rot-grün. Was können, wollen Sie da ausrichten?**

Achtung: In der Bevölkerung ist es knapp halbe-halbe zwischen links und bürgerlich, auch im Parlament. Etwas trostlos ist es in der Regierung.

**Mit welcher Botschaft wollen Sie Stadtpräsidentin Mauch ausbremsen?**

Rot-Grün will die Leute mit viel Regulierung und Bürokratie zu besseren Menschen erziehen. Ich bekenne mich zur Kraft des Individuums und zur Freiheit. Ich will nicht mit Moral, Umweltabgaben und schlechtem Gewissen operieren, die Leute sollen grundsätzlich Verantwortung tragen und entscheiden, was sie wollen. Mehr Zürich, weniger Staat.

**Werden Sie mehr Stimmen machen als «No Billag»?**

Das letzte Mal hatte ich 40 Prozent der Stimmen. Klar: Es braucht jetzt mehr.



# Bumerang für die Gleichstellung

Von Katharina Fontana — Die Sexismus-Debatte hat das Bewusstsein für die Unterschiede zwischen Frauen und Männern geschärft. Den Frauen ist aber nicht gedient, wenn sie sich in der Rolle der hilflosen Unschuld wiederfinden.



Das starke Geschlecht.

Das Positive vorweg: Um die Zukunft der Geschlechter muss man sich keine allzu grossen Sorgen machen. In den rund acht Wochen, da die Sexismus-Empörung nun schon tobt, ausgelöst durch die öffentlich gemachten Missetaten des amerikanischen Filmproduzenten Harvey Weinstein, hat sich gezeigt, dass wir nicht auf eine Ära aufgelöster Geschlechtsidentitäten lossteuern, wie es Zeitgeist-Gurus schon seit längerem voraussagen. Wenn die Debatte etwas klargemacht hat, und zwar so deutlich wie schon lange nicht mehr, dann das: Die Welt besteht aus Frauen und aus Männern – und zwischen diesen beiden Gruppen gibt es entscheidende Unterschiede,

beachtliche Konflikte und so manche Missverständnisse.

Die Kampflinien, die zu Beginn der Sexismus-Diskussion noch verschwommen waren, sind im Lauf der Wochen übersichtlicher geworden. Langsam hat sich selbst bei Aktivistinnen die Einsicht durchgesetzt, dass man unterscheiden muss zwischen wirklichen sexuellen Übergriffen, wie sie Weinstein und Konsorten zur Last gelegt werden, und dem Rest an Unerfreulichkeiten, wie sie Frauen im Umgang mit Männern begegnen können: von Komplimenten zum Aussehen (wo man doch eigentlich nur als intelligent gelten möchte) über den Blick ins Décolleté, zu grosse körper-

liche Nähe im Bus oder Büro bis hin zu unwillkommenen Einladungen oder Anzüglichkeiten.

## Gönnerhafte Männer

Im #MeToo-Fieber wurden diese Sachverhalte grob vermischt. Während die einen Frauen über Erlebnisse von sexueller Gewalt, Erpressung bis hin zu Vergewaltigungen berichteten, klagten andere bereits über als verhänglich wahrgenommene Blicke oder Minigesten und verurteilten diese als schreiende Beispiele für Sexismus. Das ist natürlich Unsinn. Wer alles in denselben Topf wirft, verharmlost wirkliche sexuelle Delikte. Und schadet damit den



echten Opfern. Wie schlimm, aufwühlend und seelisch vernichtend solche Erlebnisse sein können, zeigt sich daran, dass zahlreiche Frauen die erlittene körperliche Erniedrigung nicht hinter sich lassen können und nun erst, viele Jahre oder gar Jahrzehnte später, ihre Geschichte erzählen. Kommt hinzu, dass die Sexismus-Hysterie die Frauen insgesamt in ein schlechtes Licht rückt: Wer das Gefühl hat, Frauen seien generell zu empfindlich, hätten schwache Nerven, inszenierten sich gerne als Opfer oder machten aus jedem Nichts ein Drama, der kann jetzt genüsslich auf Aussagen wie «Das Kompliment über meine neue Bluse hat mich verletzt» verweisen.

Es gibt auch Männer, die in den Reigen einstimmen. Die sich öffentlich Asche aufs Haupt streuen, bekenntnishaft über ihr eigenes Fehlverhalten gegenüber Frauen berichten oder die Männerwelt generell moralisch verurteilen. Nun kann es ja tatsächlich sein, dass einer urplötzlich vom Sprücheklopfer zum Frauenversther mutiert oder sich ehrlich für das ungebührliche Verhalten anderer Männer schämt. Allerdings wirken solche Eingeständnisse, wirkt solche Distanzierung von der eigenen Gruppe schnell einmal anbiedernd und gönnerhaft. Das ist ungefähr dasselbe, wie wenn sich Männer als Feministen bezeichnen und an Frauendemos zuvorderst mitmarschieren. Sie begeben sich auf ein Terrain, das ihnen nicht gehört. Frauen sind durchaus imstande, allein für ihre Interessen einzutreten. Sie brauchen dazu nicht die Hilfe und den Schutz der Männer – wobei diese Kritik natürlich als Beweis dafür genommen werden kann, dass es ein Mann den Frauen einfach nie recht machen kann.

Im Mittelpunkt der Enthüllungen der letzten Wochen standen mächtige Firmenchefs, prominente Schauspieler, angesehene Parlamentarier oder bekannte TV-Moderatoren und ihre teils nicht minder prominenten Anklägerinnen. Man kann davon ausgehen, dass in diesen Kreisen eine markante sexuelle Abkühlung stattgefunden hat und die Grenzen des moralisch Erlaubten nun deutlich enger gezogen sind. Wie nachhaltig das sein wird, muss sich indes erst noch weisen. Bleibt die Frage, wie sich die Sexismus-Debatte auf die «normalen» Männer und Frauen auswirkt. Auf die grosse Menge derjenigen, die tagtäglich bei der Arbeit oder in der Freizeit miteinander zu tun haben.

Wer sich bei Männern hierzulande umhört, spürt neben einigem Unmut über die als ungerechtfertigt empfundenen Übertreibungen und Pauschalisierungen teils auch eine beachtliche Verunsicherung. Weibliche Gesellschaft kann Männer heute nervöser werden lassen als auch schon, zumal am Arbeitsplatz, wo der Vorwurf eines unkorrekten Verhaltens besonders folgenreich sein kann. Man darf vermuten, dass es eher die Sensiblen und Anständigen unter den Männern sind, diejenigen, die

sich schon bisher zu benehmen wussten, die sich jetzt die meisten Gedanken machen. Die sich fragen, ob sie gegenüber der Arbeitskollegin vielleicht ein falsches Wort benutzen, ob ihre Gesten angebracht sind oder ob ihre Körpersprache auf die anwesenden Frauen womöglich unangemessen wirkt. Offen ist auch, wie es künftig mit der Partnersuche ablaufen soll, wenn die Männer damit rechnen müssen, dass jede Interessenbekundung von der Gegenseite als Affront empfunden wird. Es gibt nun einmal keinen allgemeingültigen Verhaltenskodex, wie Werben und Annähern zu erfolgen haben. Wenn am Schluss nur noch die nicht von Selbstzweifeln geplagten Machos oder Draufgänger die Initiative zum Kennenlernen zu ergreifen wagen, ist der Frauenwelt jedenfalls kaum gedient.

### Schluss mit Schminken

Doch womit ist den Frauen gedient? In der letzten Zeit sind immer mehr auch weibliche Stimmen zu vernehmen, die genug haben von den Leidensbekundungen. Die eine aktive Rolle fordern. Die Frauen erhalten jetzt hufenweise Tipps, wie sie schlagfertig auf unangebrachte Sprüche reagieren können. Sie werden ermuntert, den Grapschern konsequent eins auf die Finger zu geben. Und es gibt

### Werden Frauen zu schutzbedürftigen Wesen erklärt, dürfte das bald auch aufs Berufsleben übergreifen.

Appelle, sich nicht dauernd kleinzumachen, sondern Courage zu zeigen und namentlich auch das eigene Verhalten einmal grundsätzlich zu überdenken. In der deutschen Wochenzeitung *Die Zeit* etwa rief eine Soziologin ihre Geschlechtsgenossinnen dazu auf, sich nicht mehr zu schminken, zu schmücken und zu stylen. Kein Make-up, keine High Heels, dafür zugeknöpfte Blusen, weite Hosen und Schuluniformen für Mädchen. Das mag radikal anmuten, die Kritik am «Schönheitswahn» der Frauen hat aber einen wahren Kern. Es ist nämlich nicht einfach zu verstehen, dass sich Frauen sorgfältig zurechtmachen, figurbetonte Kleidung wählen und es dann als Beleidigung empfinden, wenn ihre Attraktivität von der Männerwelt zur Kenntnis genommen wird (womit natürlich nicht Anmache oder Anfassen gemeint ist). Frauen spielen ihre Rolle im Spiel der Geschlechter, und zwar bewusst.

Auch ist die Sachlage nicht immer so einseitig, wie man es aufgrund der überreizten Sexismus-Debatte vermuten könnte. In der Schweiz etwa hat eine 2008 von der Bundesverwaltung veranlasste Studie zu sexueller Belästigung am Arbeitsplatz zutage gebracht, dass gut ein Sechstel der Fälle auf das Konto von Frauen geht. Nicht nur die Männer allein sind also die Bösewichte. Es gibt durchaus

auch Frauen, die keine Manieren haben, gegenüber Kollegen obszöne Sprüche machen oder sich ihnen gar körperlich aufdrängen.

In den letzten Wochen wurde verschiedentlich orakelt, dass die Sexismus-Lawine, die durch Harvey Weinstein ins Rutschen gekommen ist, eine sexuelle Gegenrevolution auslösen und zu einem Schisma zwischen Männern und Frauen führen werde. Das scheint doch etwas pessimistisch zu sein. Sicher, aktuell wird vermehrt über Benimmregeln für Männer und Vorschriften zum Schutz der Frauen diskutiert. Doch diese Debatte ist nicht wirklich neu. Frauen wissen seit je, dass sie sich vorsehen müssen. Sie führen Pfeffersprays mit sich, wenn sie abends ausgehen, in Tiefgaragen parkieren sie in der Nähe des Lifts, in öffentlichen Bädern oder Wellness-Einrichtungen stehen ihnen vielfach abgetrennte Räume oder reservierte Benutzungszeiten zur Verfügung. Schon heute gibt es also klare Trennlinien. Problematisch wird es erst, wenn daraus ein eigentlicher Trend werden sollte: separate Frauenzonen in Restaurants und Bars, Kinovorführungen nur für Frauen oder gar eigene Zugsabteile. Werden Frauen zu derart kostbaren, schutzbedürftigen Wesen erklärt, dürfte das bald auch aufs Berufsleben übergreifen. Ein Personalchef vorab in einer männerdominierten Branche wird sich dann zweimal überlegen, ob er tatsächlich die junge Bewerberin einstellen soll oder ob dies für die betreffende Frau wie für die in der Firma tätigen Männer wohl nicht eine zu grosse Belastung darstellt.

Die Sexismus-Debatte hat einiges ins Rollen gebracht. Sie darf aber nicht dazu führen, dass sich Frauen letztlich in der Rolle der schwachen, hilflosen Unschuld wiederfinden. Das wäre dann wirklich ein Bumerang für die Emanzipation.

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit [www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch) qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch)





# Schawinskis Freunde in Malaysia und Pakistan

Von Philipp Gut — Die Facebook-Fans des Radiosenders Planet 105 vermehrten sich praktisch über Nacht um 40 000. Experten werten solche steilen Zunahmen als Indiz für künstlich hoch getunte «Likes». Hat sich der Radio-Pionier womöglich Freunde auf dem Internet gekauft?

Das Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) kennt keine Gnade. Es herrsche viel Schein im Internet, berichtete es kürzlich. Ein beträchtlicher Teil der Follower von sogenannten Influencern sei «gar nicht echt». Falsche Follower im Netz seien «wie Doping. Jeder weiss, dass es passiert, doch es nachzuweisen, ist deutlich schwieriger.» SRF machte sich die Mühe, recherchierte – und stellte dann die wichtigsten Beeinflusser mit einem hohen «Fake-Anteil» an den Pranger.

Nicht auf der Schand-Liste figurierte der prominente SRF-Mitarbeiter, TV-Talker und Radiounternehmer Roger Schawinski. Doch jetzt tauchen ähnliche Vorwürfe gegen eine seiner Radiostationen auf. Kaufte sich Schawinskis Sender Freunde im Internet, damit er besser dasteht? Und wenn ja: Wie wäre dieses Vorgehen zu werten? Ist es ein Kavaliersdelikt? Oder verschafft sich ein Unternehmen, das Freunde kauft, einen Vorteil gegenüber der Konkurrenz?

## Anstieg um zwei Drittel

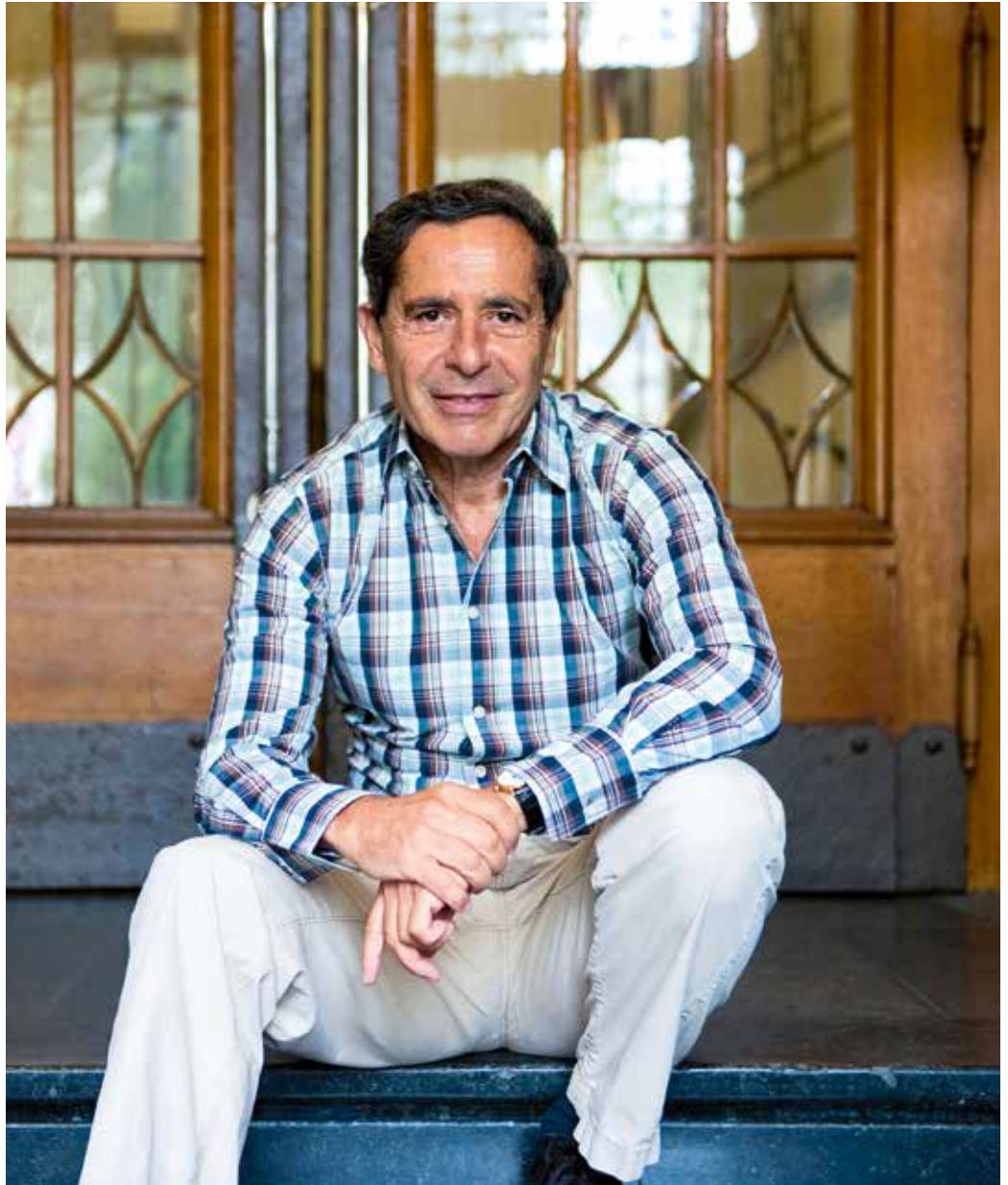
Es geht um Roger Schawinskis Radiosender Planet 105. Dessen Facebook-Seite verzeichnete mindestens zwei Mal einen sprunghaften Anstieg der Freunde («Fans», «Follower»), der erklärungsbedürftig ist.

Die Fakten: Als Schawinski den Sender 105, den er aus Gründen des Markenschutzes in Planet 105 umbenennen musste, übernahm, verzeichnete die Facebook-Seite rund 60 000 Likes. Diese Zahl blieb über Jahre hinweg stabil, es gab kaum Schwankungen nach oben oder nach unten. Dies änderte sich schlagartig Ende März dieses Jahres. Praktisch über Nacht gewann der Schawinski-Sender Zehntausende von neuen Freunden. Am 28. März waren es noch etwas über 60 000 gewesen, zwei Wochen später aber bereits über 100 000. Das ist eine Zunahme um rund 40 000, was einem Anstieg von zwei Dritteln entspricht.

Eine zweite auffällige, wenn auch weniger deutliche Zunahme ereignete sich Anfang September. Die Fan-Kurve stieg damals erneut überdurchschnittlich an, von unter 110 000 Fans auf über 115 000. Quelle für diese Zahlen ist das auf Social-Media-Analysen spezialisierte Unternehmen Socialbakers.

## Freunde aus Indien und Südamerika

Ein Indikator für die künstlich hochgetunte Beliebtheit von Facebook-Seiten und den Kauf von Freunden ist gemäss Fachleuten die Herkunft eines grösseren Anteils von Fans aus Weltgegen-



**Raketenhaft:** Medienunternehmer Schawinski.

den, in denen die betreffende Firma am Markt kaum oder gar nicht aktiv ist. «Im Normalfall sollten 60 bis 80 Prozent aus dem Land kommen, in dem das Unternehmen ansässig ist», schreibt

---

**Ein Video sei viral gegangen und bis heute über 20 Millionen Mal aufgerufen worden.**

---

der deutsche Social-Media-Experte Felix Beilharz, der ebenfalls Facebook-Like-Analysen anbietet. Anfällig für Kaufangebote seien Länder aus Südamerika und Asien oder Staaten wie die

Türkei. Wie sieht dies nun bei Roger Schawinskis Planet 105 aus? Der Anteil von Freunden in der Schweiz ist erstaunlich gering, er beträgt bloss rund einen Drittel. Zu diesem Ergebnis kommen übereinstimmend verschiedene Analyse-Tools, neben Socialbakers auch der «Facebook Like Check» von Stern TV. Am meisten Freunde hat der «Schawi»-Sender nach der Schweiz in Italien mit einem Anteil von rund 15 Prozent. Während man dies vielleicht noch halbwegs mit der Geschichte des Senders erklären könnte, der vor der Übernahme durch Schawinski einem italienischen Medienkonzern gehörte, sticht Brasilien als Land mit der

drittgrössten Fan-Gemeinde von Planet 105 ins Auge des Betrachters. Gegen 10 000 Personen in dem südamerikanischen Staat haben die Facebook-Seite des Senders gelikt. Das entspricht einem Fan-Anteil von über 8 Prozent.

Der kleine Sender hat weiter Freunde in so exotischen Ländern wie Thailand (mehr als 2200), Malaysia (über 1100), Indien (über 800), den Philippinen (über 700), Taiwan (über 600), Vietnam (über 400), Pakistan (über 300) und der Türkei (über 700). Beliebt ist er auch in den Maghrebstaaten von Marokko bis Ägypten und in Lateinamerika von Mexiko (3100) über Argentinien (1400), Chile und Kolumbien bis Peru. Auffällig viele Planet-105-Follower gibt es schliesslich auf dem Balkan und in Osteuropa.

Schaut man sich die Zahlen an, kommt man zum Schluss, dass Planet 105 auf allen Kontinenten des Planeten bekannt und beliebt ist. Ist es möglich, dass der Lokalsender aus der Agglomeration Zürich eine derart international zusammengesetzte Fan-Basis erreicht, ohne künstlich nachzuhelfen?

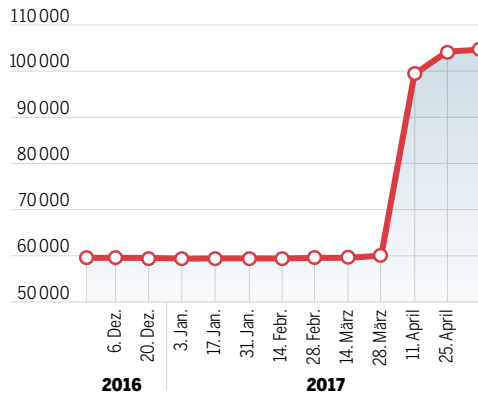
Erhellend mag ein Vergleich mit einem ähnlich aufgestellten Sender sein. Nehmen wir Energy Zürich. Auch dort kommen gemäss Stern-TV-«Facebook Like Check» die Freunde aus aller Welt, doch der entscheidende Unterschied ist, dass bei Energy drei Viertel der Freunde aus der Schweiz stammen. Bei Planet 105 hingegen sind es ja nur gut ein Drittel.

Die *Weltwoche* wollte von Roger Schawinski wissen, wie er sich den raketenhaften Anstieg der Likes und den geringen Anteil an Schweizer Fans erklärt. Schawinski, Besitzer, CEO und Programmleiter von Planet 105, nahm nicht persönlich Stellung, dafür antwortete Marc Jäggi, Leiter Moderation und Mitglied der Geschäftsleitung. Sie hätten am 3. April ein Video eines frisierten Autoscooters gepostet, das von einem britischen Youtuber produziert worden sei, sagt Jäggi. Dieses Video sei viral gegangen und bis heute über 20 Millionen Mal aufgerufen worden. Es habe «dazu beigetragen, dass wir im Monat April überdurchschnittlich viele Follower gewonnen haben. Auch aus dem Ausland», so Jäggi. Planet 105 habe «keine Fans gekauft».

Ist diese Erklärung plausibel? Von der *Weltwoche* befragte Social-Media-Experten äussern lei-

## Sprunghafter Anstieg

Anzahl Facebook-Freunde von Planet 105



QUELLE: SOCIALBAKERS

«Nicht überzeugend»: Zehntausende neue Likes.

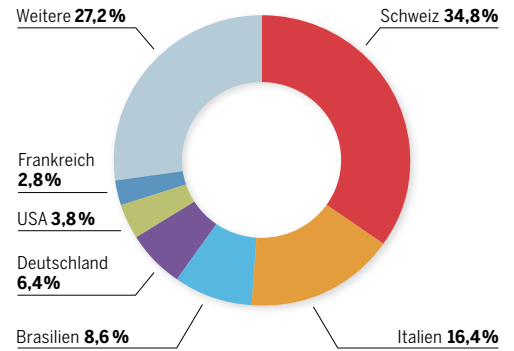
se Zweifel. Beweisen lasse sich der Vorwurf nicht, sagt ein Fachmann, doch es sehe danach aus, «dass etwas schief lief». Ein so markanter Zuwachs in so kurzer Zeit sei «aussergewöhnlich». Bei abrupten Anstiegen komme oft der Verdacht des Nachhelfens auf, sagt Bernhard Brechbühl, der in der Geschäftsleitung der Energy-Gruppe für die Digitalstrategie zuständig ist. Aus der Ferne könne man den konkreten Fall aber nicht beurteilen. Planet 105 habe mit dem Video tatsächlich viel Verkehr verzeichnet, was zu einem deutlichen Fan-Wachstum führen könne. Der Vorgang lasse sich nicht eindeutig klären, sagt ein weiterer Experte. Solche spektakulären Zunahmen seien in der Schweiz aber «sehr selten». Der vom Sender vorgebrachte Zusammenhang wirke «nicht überzeugend». Normalerweise klicke man das Video an, das einem gefalle, und nicht die Facebook-Seite, auf der es geteilt worden sei.

## Unlauterer Wettbewerb

Zum Vergleich mag die Facebook-Seite von Coop dienen. Dort wurde ein erfolgreiches Video allein in der Schweiz eine Million Mal angeklickt, die Zahl der Follower blieb aber praktisch gleich. Zur Frage, warum Planet 105 einen so geringen Anteil von Schweizer Freunden habe, sagt Geschäftsleitungsmitglied Jäggi, die Posts beschränkten sich inhaltlich nicht auf eine bestimmte Region oder ein

## Nur ein Drittel aus der Schweiz

Likes-Verteilung von Planet 105 nach Ländern, Ende Oktober 2017



QUELLE: STERN-TV

Planet 105: erstaunlich viele Fans in Brasilien.

Land. Die Facebook-Seite werde von überall auf dem Globus besucht. «Wir haben keine länderspezifische Beschränkung eingestellt.»

Die Frage, ob Schawinskis Sender Freunde gekauft habe, lässt sich also nicht mit Sicherheit beantworten. Es gilt die Unschuldsvermutung. Juristisch seien solche Fälle schwer nachzuweisen, sagt der auf das Recht im digitalen Raum spezialisierte Zürcher Anwalt Martin Steiger. Freunde zu kaufen, sei jedoch rechtswidrig, es handle sich dabei um unlauteren Wettbewerb. Häufig würden Follower nicht von Firmen selber, sondern von beauftragten Agenturen gekauft. Es komme sogar vor, dass Konkurrenten einem fremden Unternehmen unfreiwillig Freunde kauften, um dessen Reputation zu schädigen.

In der Schweiz sind keine Fälle von Freundeskauf bekannt, die vor Gericht endeten. Anders in Deutschland. Das Landgericht Stuttgart verbot einer Firma, mit mutmasslich gekauften Facebook-Likes Werbung zu machen. Das Verbot wurde später aufgehoben, weil die Gegenseite eidesstattlich versichert habe, keine Freunde gekauft zu haben, sagt der Hamburger Anwalt Stephan Schulenberg auf Anfrage der *Weltwoche*. Schulenberg hat die Klägerin vertreten. Obwohl alles für den rechtswidrigen Kauf von Fans gesprochen habe, sei die Verfügung des Landgerichts mangels Beweisen kassiert worden. ○

EMPFOHLEN VON DER  
Stiftung Lesen

# Die schlaue Geschenkidee

Nur bis  
Weihnachten:  
Mit gratis  
Freundschafts-  
Buch



# SPICK

www.spick.ch



# Echtes Geld statt Pseudofranken

Von Martin Alder — Der ehemalige Bankenprofessor Hans Geiger geisselte die Vollgeld-Initiative in der *Weltwoche* als «marxistische Idee». Dabei verlangt sie lediglich ein Geldmonopol für die Schweizerische Nationalbank. Eine Replik in Fragen und Antworten.

Die Nerven liegen blank, mit gutem Grund! Da gibt es doch tatsächlich über 110 000 Stimmbürgerinnen und Stimmbürger, die sich erfreuen, ganz offen mit ihrem Namen und ihrer Unterschrift die Forderung aufzustellen, dass nur die Schweizerische Nationalbank (SNB) Schweizer Franken herstellen und in Umlauf bringen darf. Eigentlich eine Selbstverständlichkeit – würde man meinen.

**Adam und Eva:** Ja, ist es denn heute nicht schon so?

**Baum der Erkenntnis:** Leider nein.

**A und E:** Wer profitiert denn von der Möglichkeit, selber Geld herzustellen?

**B:** Natürlich derjenige, der das tut.

**A und E:** Wer ist das?

**B:** Das sind entweder Geldfälscher oder (im heutigen System) kreditvergebende Banken. Sie schaffen das Geld für die Kreditvergabe in dem Moment, in dem der Kredit vergeben wird. Per Knopfdruck, ganz eigenmächtig.

**A und E:** Ist dieses Privileg gesetzlich oder gar verfassungsmässig abgesichert?

**B:** Nein.

**A und E:** Warum haben die es denn?

**B:** Weil sie es sich genommen haben. Freie Marktwirtschaft heisst das.

**A und E:** Aha, dann kann das jeder machen?

**B:** Nein, man muss Geldfälscher oder eine Bank sein.

**A und E:** Warum?

**B:** Weil man nur dann ein Zahlungsmittel herstellen kann, das dem echten Schweizer Franken der SNB zum Verwechseln ähnlich sieht.

**A und E:** Widerspricht das nicht dem Sinn des Gesetzes gegen den unlauteren Wettbewerb (UWG), nach dem ein Produkt (Pseudofranken) nicht mit einem anderen (echten Franken) verwechselbar sein darf?

**B:** Doch.

**A und E:** Und wird da nicht das «Markenprodukt» Schweizer Franken gefälscht und alle Verwender im falschen Glauben gelassen, es handle sich um von der SNB garantiertes Geld?

**B:** Doch.

**A und E:** Warum lässt der Staat das alles zu?

**B:** Weil das normale Interessenpolitik ist.

**A und E:** Was hat das mit liberaler freier Marktwirtschaft zu tun?

**B:** Nichts.

**A und E:** Aber weiter oben war das doch die Begründung für die private Geldschöpfung?

**B:** Ja, schon, aber die Forderung nach «freier Marktwirtschaft» gilt nur dann, wenn sie



Im falschen Glauben: Adam und Eva.

Partikularinteressen dienen kann. Müssen sich die Partikularinteressen selber ebenfalls der «freien Marktwirtschaft» stellen, dann ist diese nicht mehr massgebend.

**A und E:** Wer ist denn benachteiligt, wenn ein paar Privilegierte Geld herstellen?

**B:** Alle anderen. Die Steuerzahler, die – Regulierungen hin oder her – im Ernstfall zur Bankenrettung geschröpft werden, damit der (im heutigen System) von den Banken abhängige Zahlungsverkehr funktionsfähig bleibt. Dann alle anderen Finanzdienstleister und Unternehmen der Realwirtschaft, die die Zahlungsmittel für ihre Geschäftstätigkeit nicht gleich selber herstellen können. Weiter alle anderen Finanzmarktteilnehmer, die nur mit bereits vorhandenem Geld Wertpapiere kaufen können, während Banken diese mit selbstgemachtem Geld erwerben und dabei die Finanzmärkte zu Blasen aufblähen. Inno-

---

«Mich interessiert nicht, wer die Gesetze macht, solange ich das Geld kontrolliere.»

---

vative Fintech-Unternehmen, die mangels gleich langer Spiesse traditionelle Banken nicht direkt konkurrenzieren, sondern ihnen bloss zudienen können. Kleine Banken gegenüber Grossbanken wegen des Regulierungsdrucks und wegen systemischer Bevorzugung von Grösse. Alle Nichtbanken wegen des zusätzlichen Wachstumsdrucks, um die aus dem Nichts und privat geschöpfte Geldmenge verzinsen zu können. Der Normalbürger, der angesichts der mit schnellem Geld befeuerten Immobilienmärkte sich immer weniger Wohneigentum leisten kann. Der zukünftige Rentner, dessen Altersguthaben wegen der Geldschwemme kaum noch verzinst wird. Die Pensionskassen, die bei der Jagd nach Rendite immer riskantere Investitionen tätigen müssen. Und Staat und Bürger, denen heute die möglichen Geldschöpfungsgewinne vorenthalten bleiben.

**A und E:** Hätten die Banken finanzielle Einbussen, wenn nur noch die SNB Schweizer Franken in jeglicher Form herstellen würde?

**B:** Nein.

**A und E:** Käme es zu Personalabbau?

**B:** Nein.

**A und E:** Warum wehren sich denn besonders die Grossbanken dagegen?

**B:** Weil sie ihre dominierende, privilegierte Stellung als Geldhersteller verlieren würden. «Mich interessiert nicht, wer die Gesetze macht, solange ich das Geld kontrolliere», hat schon der Bankier Amschel Mayer von Rothschild erkannt. Und wer das Geld macht, kann die Gesetze mitgestalten. Auch in der Schweiz, etwa bei den *too big to fail*-Regulierungen, wo 5 Prozent Eigenkapital als krisensicher gelten. Nur bei Banken natürlich, normale Unternehmen brauchen viel mehr, besonders wenn sie von einer Bank einen Kredit wollen.

**A und E:** 95 Prozent der Schweizer Wirtschaftsleistung wird von Nichtbanken erbracht. Ist es da nicht nachvollziehbar, dass auch die übrigen 5 Prozent nur noch mit Geld arbeiten sollen, das sie vorher beschafft haben, damit alle Wirtschaftsteilnehmer die gleichen geldsystemischen Voraussetzungen hätten?

**B:** Schon, doch auch ein noch so vernünftiger Vorschlag, der der Allgemeinheit dient, wird bekämpft, wenn er mächtige Partikularinteressen in Frage stellt.

**A und E:** Aber wie kann man das, wenn es doch keine vernünftigen Argumente dagegen gibt?

**B:** Man veranstaltet einfach Wettbewerb.

**A und E:** Wettbewerb?

**B:** Ja. Wer kann den schwärzesten Teufel an die Wand malen? Bereits gibt es Vorschläge: «Experimentierfall für unerprobte Reformen» (Bundesrat), «gefährliches Hochrisiko-Experiment» (Bankiervereinigung und Economie-suisse), «Leergeld» (Avenir Suisse), «marxistische Ideen» (Hans Geiger in der *Weltwoche*). Die Einsendungen haben eine Gemeinsamkeit: Sie verdrehen Tatsachen und behaupten wild drauflos, ohne je irgendwas plausibel zu begründen, weil es eben keine rationalen Argumente dagegen gibt, dass nur die SNB Schweizer Franken herstellen soll.



Martin Alder ist Ökonom. Er gehört dem Kampagnenteam der Vollgeld-Initiative an.

# Tödliche Hilfe

Von Alex Baur — Eine Nichtregierungsorganisation macht die libysche Küstenwache für den Tod von fünf Migranten verantwortlich. Ein Video zeigt indes: Die Helfer lockten die Schiffbrüchigen selber ins Verderben. Aus libyscher Sicht ist das Verhalten der Hilfswerke verantwortungslos.

Der Vorfall geht zurück auf den 6. November 2017. Dreissig Meilen vor der libyschen Küste treibt ein Schlauchboot mit hundert afrikanischen Immigranten auf dem Mittelmeer. In Absprache mit der italienischen Marine nähert sich die «Sea-Watch 3», ein Rettungsschiff des gleichnamigen deutschen Hilfswerkes. Während die Deutschen zwei Beiboote abseilen, prescht die «Ras Jadir», ein Schiff der libyschen Küstenwache, auf das Schlauchboot zu, legt längsseits an und fordert die Migranten auf, an Bord zu kommen.

Über die Notruffrequenz (156,8 MHz) fordern die Deutschen die Libyer zum Rückzug auf («We are on command!»). Doch diese reagieren nicht. Die zwei Beiboote der «Sea-Watch 3» nähern sich trotzdem dem Schlauchboot, auf dem nun Unruhe aufkommt. Zwei Migranten blockieren die Leiter, die von der «Ras Jadir» heruntergelassen wurde. Der Grund liegt auf der Hand: Sie haben erkannt, dass die Küstenwache sie zurück nach Afrika bringen wird.

Trotzdem klettern einige Migranten mit Hilfe der Besatzung über die Reling auf die «Ras Jadir». Ihre Angst vor dem Ertrinken ist offenbar grösser als die Hoffnung, auf die «Sea-Watch 3» zu gelangen. Diese wartet in fünfzig Metern Distanz – mit der Verheissung, die Migranten nach Europa zu bringen. Die meisten bleiben unschlüssig auf dem Schlauchboot zurück, das offenbar leckgeschlagen hat. Einzelne schwimmen den deutschen Rettungsbooten entgegen. Am Ende werden es 59 Migranten auf die «Sea-Watch 3» schaffen, 47 fahren mit der «Ras Jadir» nach Libyen zurück. Fünf Menschen ertrinken.

Die Organisation Sea-Watch hat Videoaufnahmen\* der Bergung zusammengeschnitten und ins Netz gestellt, verbunden mit der Aufforderung an die EU, die Unterstützung der libyschen Küstenwache sofort zu stoppen. Die NGO wirft dieser vor, durch unprofessionelles Eingreifen den Ertrinkungstod der fünf verschuldet zu haben. Die Rückschaffung nach Afrika sei illegal, da sie gegen das Verbot verstosse, Flüchtlinge in ein gefährliches Land zurückzuführen (Non-Refoulement-Prinzip).

Hauptmann Ayoub Amr Gashem, der Sprecher der libyschen Küstenwache, weist diese Vorwürfe zurück und macht die deutschen Retter verantwortlich: «Sie sorgten für Chaos.» Die Schiffe der Hilfswerke hätten die Migranten dazu provoziert, ins Wasser zu springen. Generell würden die NGOs das Massensterben im Mittelmeer nicht verhindern, sondern för-

dern. Indem sie vor Libyens Küste auf die Migranten warteten und einen «Taxi-Service» nach Europa anböten, würden sie den Schleppern in die Hände arbeiten und alle Bemühungen der Küstenwache hintertreiben.

In den letzten Monaten ist es immer wieder zu Konflikten zwischen der von der EU geförderten Küstenwache und den NGOs gekommen. Theresa Leisgang, Pressesprecherin von Sea-Watch, weist alle Vorwürfe zurück. Es sei verlogen, wenn sich die EU humanitär gebe und die libysche Küstenwache finanziere. Man müsse die Armut in Afrika bekämpfen, argumentiert sie, dann würde auch die Migration aufhören. Die Bootsflüchtlinge würden nicht angelockt, sondern in die Flucht getrieben.

## Es folgen tumultartige Szenen

Doch der halbstündige Videozuschnitt, den Sea-Watch selber ins Netz gestellt hat, zeigt etwas anderes. Allein mit ihrer Anwesenheit verführte die «Sea-Watch 3» afrikanische Migranten dazu, vom Schlauchboot ins Meer zu springen. Die meisten konnten schlecht oder überhaupt nicht schwimmen. Sie spekulierten darauf, von den Deutschen aus dem Wasser gefischt zu werden. Fünf Menschen bezahlten das Wagnis mit dem Tod.

Anfänglich hielten die deutschen Retter eine Distanz von rund zwanzig Metern zur «Ras Jadir» ein. Sie beschränkten sich darauf, die Wagemutigen aus dem Wasser zu fischen, die es

schwimmend bis zu ihnen schafften. Erst ab Minute 19:37 des Films greifen die Deutschen aktiv ein. Per Funk fordern sie die Libyer auf, ihnen die Migranten zu übergeben («We take all refugees from your ship to our ship»). Die Libyer antworten nicht. Eines der Beiboote prescht direkt auf die «Ras Jadir» zu. «Jetzt wird es spannend», murmelt der Funker.

Die Libyer beschimpfen die deutschen Helfer und werfen mit Kartoffeln nach ihnen. Bis auf drei Migranten, die im Schlauchboot ausharren, befinden sich mittlerweile alle an Bord der «Ras Jadir». Es folgen tumultartige Szenen. Obwohl die Libyer sie daran zu hindern versuchen, springen mehrere Migranten ins Wasser. Die Deutschen befinden sich nun direkt neben der «Ras Jadir». Diese fährt mit voller Kraft los, ein Afrikaner, der ins Wasser gesprungen ist, schafft es mit letzter Kraft zurück an Bord.

Ursprünglich waren gemäss Angaben der Überlebenden 150 Migranten an Bord des hoffnungslos überfüllten Schlauchbootes. Fünfzig von ihnen gingen auf dem Weg zu den vor der Küste wartenden Rettern verloren. Gemäss offiziellen Angaben wurden letzte Wochen vor der libyschen Küste 1500 Migranten geborgen und nach Italien überführt. Die libysche Küstenwache vermeldete derweil am Wochenende die Bergung von 200 Überlebenden und 31 Leichen. Das Massensterben geht weiter.

\* [https://www.youtube.com/watch?v=\\_pH-f\\_yFXQ&t=1679s](https://www.youtube.com/watch?v=_pH-f_yFXQ&t=1679s)



«Sie sorgten für Chaos»: Deutsche Helfer im Beiboot der «Sea-Watch 3», 6. November.



## Heuchler, Oberheuchler, Tages-Anzeiger

Von Christoph Mörgeli

**C**hefredaktor Arthur Rutishauser gebraucht starke Worte: «Die Schweiz hat das Bankgeheimnis völlig unnötig aufgegeben.» Selbst nach amerikanischem Recht gelinge es den dortigen Staatsanwälten nicht, eine Verurteilung von Schweizer Bankern zu erreichen. Unser Bankgeheimnis verstosse schlicht nicht gegen amerikanisches Recht. Die Schweizer Behörden hätten sich von US-Staatsanwälten systematisch bluffen und vorführen lassen. Der Chef des *Tages-Anzeigers* nannte im Klartext Ross und Reiter: Zu den grossen Versagern gehöre der Bundesrat, «allen voran die damalige Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf».

Laut Rutishauser wäre mit mehr Mut und rechtsstaatlicher Überzeugung all das nicht nötig gewesen: die Auslieferung von Bankdaten, Ablass- und Anwaltskosten in mehrfacher Milliardenhöhe, Preisgabe des Bankgeheimnisses und einseitiger automatischer Informationsaustausch. Wie bitte? Eben noch war das Bankgeheimnis im *Tages-Anzeiger* ein «Auslaufmodell», «sein Begräbnis eine Routineangelegenheit». Widmer-Schlumpf hingegen galt als «historische Figur», ihre «Analysen stimmten mit der Realität überein».

Dasselbe Blatt hat über Wochen die «Paradise Papers» mit orangem Farbanstrich auf einer Stufe mit Mord und Totschlag kriminalisiert, obwohl nichts Ungesetzliches gefunden wurde. Derselbe Rutishauser, der jetzt über die Unverschämtheit der amerikanischen Staatsanwälte schimpft, schrieb eben noch: «Wie bei den Grossbanken mussten sich auch bei Glencore US-Staatsanwälte einschalten, damit der Konzern seine heiklen Geschäfte aufgab.»

Überhaupt sei die Zeit der Schlaumeiereien vorbei, wir würden zur Preisgabe des Bankgeheimnisses einfach gezwungen: «Das immerhin sollte die Lehre der letzten Jahre sein.» In der *Sonntagszeitung* titelte Rutishauser: «Die Hinhaltenaktik der Schweizer Banken ist grandios gescheitert», denn: «Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.» Über 150 Schweizer Banken «gestehen, dass sie amerikanisches Recht gebrochen haben». Grossinquisitor Rutishauser urteilte auch, dass die Schweizer Banken keine «Truppe von Heiligen waren, als sie noch geschützt vom Bankgeheimnis das Geld aus aller Welt ins Land lotsten». Für die Truppe von heiligen Journalisten ist Heuchelei Pflichtfach. Vor allem beim *Tages-Anzeiger*, der seinem Charakter jeden Tag ein sauberes Hemd überzieht.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Nationalbank reicher als die Reichsten

Von Peter Bodenmann — Der Euro ist so stark wie zu Zeiten des Mindestkurses. Weil Jordan die Schweizer Wirtschaft abgewürgt hat.



Zerstört Nationalbank-Chef Jordan den inzwischen sechstgrössten Staatsfonds der Welt?

**F**ranz Jäger hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten nach rechts entwickelt. Und ist somit unverdächtig. Jäger fordert heute aufgrund seiner Super-Studie faktisch einen neuen Mindestkurs und die Schaffung eines unabhängigen Staatsfonds.

Im Herbst 2014 begannen die Herrliberger Söldnertruppen die Schweizerische Nationalbank (SNB) unter Beschuss zu nehmen. Ihr immergleicher Singsang: Ein superstarker Franken mache die superstarke Schweiz noch stärker. Die EU pfeife aus dem letzten Loch. Der Euro ebenfalls. Die Nationalbank müsse den Mindestkurs aufheben.

SNB-Chef Thomas Jordan war dem Druck von rechts nicht gewachsen. Panikartig hob der Überstrukturierte – ohne den Bundesrat zu konsultieren – den Mindestkurs auf.

Geld-giggerige Währungsspekulanten lieben Kopflose und Ängstliche. Sie trieben den Franken in die Höhe, so wie heute die Bitcoins. Jordan musste wie wild Geld drucken, um den sich abzeichnenden Totalabsturz der Schweizer Wirtschaft zu verhindern. Kollateralnutzen: Heute ist die Nationalbank der sechstgrösste Staatsfonds der Welt. Sie hat mehr Geld auf der hohen Kante als die 300 reichsten Familien der Schweiz zusammen. 760 Milliarden nach *Handelsblatt*, gegen 674 Milliarden nach *Bilanz*.

Gelitten wie Schlosshunde haben – wie Jägers Studie zeigt – die exportorientierten KMU. Ihre

Gewinne schmolzen wie der Schnee vom letzten Winter. Und sie konnten deshalb zu wenig in Forschung und Entwicklung investieren.

Die Erwerbslosigkeit ist in vielen Regionen Europas weit tiefer als in der Schweiz. Und der EU-Raum entwickelt sich allen Untergangspropheten zum Trotz – dank Mario Draghi und trotz Angela Merkel – weit besser als die Schweiz.

Inzwischen interessieren sich die Währungsspekulanten deshalb einen feuchten Dreck um den Schweizer Franken. Und der Euro wurde – ohne dass die Nationalbank einen Finger hätte rühren müssen – in den letzten Monaten teuerungsbereinigt schrittweise wieder genauso stark wie zu Zeiten des Mindestkurses.

In jedem anderen Land hätte man den neuen Basler Ehrendoktor Thomas Jordan längst zum Teufel gejagt. Bei uns jubeln die der SNB hörigen Journalisten weiter – *Tages-Anzeiger*-Titel: «Jordan erteilt Trump eine Lektion». Na so was.

Die Schweizer Medien verschweigen die ausgezeichnete Studie der Uni St. Gallen. Offenbar weil sie von Gewerkschaften und Arbeitgebern gemeinsam in Auftrag gegeben wurde.

Service public: Kein einziger Journalist, keine einzige Journalistin von Radio und Fernsehen ging an die Pressekonferenz, an der diese Studie vorgestellt wurde. Matt, Matter, Mattscheibe.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Ein romantisches Ritual

Von Kurt W. Zimmermann — Medienhäuser haben vor vielem Angst. Überhaupt keine Angst haben sie nur vor Politikern.

Für den grünen Politiker Bruno Vanoni war es letzte Woche ein Heimspiel. Im Berner Grossen Rat kritisierte er ausgiebig das Medienhaus Tamedia.

Vanoni wusste, wovon er redete. Vor seinem Einstieg in die Politik war er fünfzehn Jahre lang Bundeshausjournalist bei Tamedias *Tages-Anzeiger*. Der Grosse Rat folgte Vanonis Kritik und beauftragte dann die Berner Regierung, Massnahmen zur Förderung der Medienvielfalt auszuarbeiten.

Es war die jüngste Folge eines romantischen Rituals. Wann immer ein grösseres Medienhaus das eigene Unternehmen umstrukturiert, versammeln sich die Parlamente zu Dringlichkeitsdebatten. Hektisch verabschieden sie dann Postulate, um die Medienvielfalt, die Meinungsvielfalt und auch gleich die Demokratie zu retten.

Und dann hört man nichts mehr davon.

In Bern war der Auslöser der Parlamentsdebatte der Entscheid von Tamedia, nur noch den Regionalteil ihrer *Berner Zeitung* und ihres *Bunds* in Bern zu produzieren und den Rest, den sogenannten Mantel, aus Zürich anzuliefern.

Der Grosse Rat überwies sofort ein dringliches Postulat – und nun wird man nichts mehr davon hören.

Die gleiche Heissluft-Politik zeigte sich hübsch auch in der zweitjüngsten Folge des Rituals. Anfang Jahr stellte der Ringier-Verlag sein defizitäres News-Magazin *L'Hebdo* ein. Sofort kündigten Waadtländer Regierung und Waadtländer Parlamentarier sofortige Sofortmassnahmen zur sofortigen Rettung von Medienvielfalt und Meinungsvielfalt an – und seitdem hat man nichts mehr davon gehört.

## Zahllose Resolutionen

Bis vor zehn, zwölf Jahren war es der Politik egal, was Medienfirmen so trieben. Wenn mal ein Titel einging oder fusionierte, war das normales Wirtschaftsleben. Die grosse Ausnahme war die Fusion von *National-Zeitung* und *Basler Nachrichten*, die 1977 im Basler Grossen Rat zu heftigsten Debatten führte.

Dann, ums Jahr 2005, entstand plötzlich das Wort «Medienkrise». Es setzte sich blitzschnell in den Gehirnen der Politiker fest. Beim Wort «Krise» sind Politiker jeweils wie elektrisiert, weil sie die Chance wittern, sich als furchtlose Krisenbekämpfer zu profilieren.

Nun gibt es bis heute aber keine richtige Medienkrise. Die Gewinnsituation der grossen Verlage war in den letzten Jahren besser



Äusserster Wagemut: Berner Grossrat Vanoni.

denn je. Das hindert die Politiker nicht daran, die sogenannte Medienkrise mit äusserstem Wagemut zu bekämpfen.

Den Anfang nahm der Trend im Jahre 2007. Tamedia verkaufte damals ihre *Thurgauer Zeitung* an das *St. Galler Tagblatt* aus dem Hause NZZ: Die Thurgauer Regierung und der Thurgauer Grosse Rat beriefen sofortige Sitzungen ein und verabschiedeten zahllose Resolutionen zwecks Erhaltung von Medienvielfalt und Meinungsvielfalt. Seitdem hat man nichts mehr davon gehört.

Die Kunst der Schaumschlägerei zeigte sich besonders bei den grossen Deals. Als die *Berner Zeitung* nach Zürich verkauft wurde, hagelte es im Parlament Resolutionen zwecks Rettung der Medienvielfalt – man hat seitdem nichts mehr davon gehört. Als Tamedia die Westschweizer Edipresse übernahm, standen die Westschweizer Regierungen und Parlamente kopf zwecks Förderung der Medienvielfalt – man hat seitdem nichts mehr davon gehört.

Das Problem der Medienförderung besteht darin, dass sie nur auf eine Weise funktioniert. Sie funktioniert nicht rhetorisch, sondern nur finanziell. Es braucht staatliche Gelder und Leistungen, die an private Medienhäuser fliessen. Das heisst, es braucht einen Ausgabeposten im öffentlichen Finanzhaushalt.

Wenn Politiker das jeweils realisieren, dann sind sie ganz schnell wieder still.

# Aus der Traum

Von Henryk M. Broder — Grüne sorgen sich wieder um Schmetterlinge.

Wir sind noch einmal knapp davongekommen. Es fehlte nicht viel, und wir hätten eine Jamaika-Koalition bekommen, aus CDU/CSU, der FDP und den Grünen. Nach vier Wochen



«Sondierungsgesprächen» zog der FDP-Vorsitzende die Notbremse. «Nicht regieren», sagte er, sei «besser, als falsch zu regieren».

An dem Satz war kein Wort falsch, dennoch wurde Christian Lindner von allen Seiten vorgeworfen, er sei nicht bereit gewesen, «Verantwortung zu übernehmen».

Völlig ausser sich waren die Grünen. Wie Kinder, denen kurz vor der Bescherung gesagt wird, dass Weihnachten in diesem Jahr ausfällt. Sie hatten sich so darauf gefreut, endlich mitregieren zu dürfen, nicht irgendwo in der Provinz, in Hessen oder in Baden-Württemberg, nein, im Zentrum der Macht, in Berlin. Mit allem, was dazugehört, Ministern, Staatssekretären, Dienstwagen, Dienstreisen und einem Haufen von Posten, die sie als Dank für langjährige Treue an grüne Hilfeleister hätten vergeben können.

Als der Traum ausgeträumt war, kamen sie zu einer Delegiertenkonferenz zusammen, um Dampf abzulassen und sich gegenseitig zu trösten. Jürgen Trittin, der ein strammer Stalinist war, bevor er sich grün einfärbte, hielt eine Rede, wie man sie in Deutschland seit den Tagen von Walter Ulbricht nicht mehr gehört hatte. Das Land sei «in einer neuen, dramatischen Lage», Jamaika «der einzige Weg zu einer Mehrheit jenseits der AfD» gewesen; die FDP aber wolle «nicht gestalten», sie sei «eine rechte, bürgerliche, wohlstandschauvinistische Protestpartei mit nationaler Überheblichkeit und Fremdenfeindlichkeit», die «rechts von der Union Stimmen einsammeln» wolle, «europafeindlich und flüchtlingsfeindlich», schrie Trittin den Delegierten zu. Das alles fiel ihm, der an den Sondierungsgesprächen teilgenommen hatte, erst auf, nachdem die FDP die Hochzeit abgesagt hatte. Vorher wäre er gerne mit ihr ins Ehebett gestiegen. Beinah ebenso gut war, was die grüne Fraktionschefin, Katrin Göring-Eckardt, die Delegierten wissen liess: «Wir wollen, dass ... jede Biene und jeder Schmetterling und jeder Vogel in diesem Land weiss: Wir werden uns weiter für sie einsetzen!»

Das hat sie wirklich so gesagt. Und keiner hat gelacht. Kann man eine dermassen humorbefreite Partei ernst nehmen?



# Meister im Doppel

Bei Ringier stieg er vom Kartonkleber zum Konzernchef auf. In den letzten zehn Jahren hat Marc Walder den Unternehmenswert fast verdreifacht. Jetzt will er die ganze Schweiz digitalisieren. Unterwegs mit einem Ausnahmetalent der Medienbranche. Von Florian Schwab

Es hatte etwas von einem Triumphzug, als Marc Walder am vorletzten Dienstag in den Zürcher Hauptbahnhof einfuhr, zum Auftakt des von ihm initiierten ersten Schweizer Digitaltags. Um 8.20 Uhr hatte Walder gemeinsam mit Medienministerin Doris Leuthard (CVP), SBB-Chef Andreas Meyer und zahlreichen Wirtschaftsvertretern den sogenannten Digitalzug in Bern bestiegen. Eine gute Stunde später kam der Zug im Zürcher Hauptbahnhof an, der für diesen Tag in einen Jahrmarkt der Digitalwirtschaft umfunktioniert worden war: Über achtzig Unternehmen brachten der Bevölkerung an ihren Ständen die digitale Revolution näher.

Überhaupt war es eine hervorragende Woche für Marc Walder. «Eine der besten überhaupt», wie er sagt: Neben dem Digitaltag konnte er auch vermelden, dass die *Neue Zürcher Zeitung* beim Werbevermarkter Admeira an Bord geht, den Ringier zusammen mit Swisscom und der SRG aus der Taufe gehoben hat, und dass das digitale «Masterbrain» von Tamedia, Peter Wälty, nächstes Jahr zu Walders Ringier-Konzern und damit zum Erzkonkurrenten wechselt.

Nach der unterirdischen Zugseinfahrt bahnt sich das Trio Walder-Meyer-Leuthard den Weg zur Bühne in der Bahnhofshalle. Kameras übertragen jeden Schritt auf eine Grossleinwand. Am Anfang geht die Medienministerin zwischen Meyer und Walder, doch dann, bei einer Rolltreppe, nutzt der Ringier-Chef die Gunst der Sekunde: Meyer wird ins zweite Glied zurückgedrängt, und die letzten Meter legt Walder alleine neben der Bundesrätin zurück. Mit seinem glattrasierten Kopf, den markanten Gesichtszügen und seiner sportlichen Gestalt sieht Walder fast ein wenig aus wie ein buddhistischer Mönch, den man in einen Business-Anzug gesteckt hat.

## VIP-Aperitif mit Schneider-Ammann

Und sein Ziel an diesem Tag ist tatsächlich ein missionarisches: Er möchte die Schweizer Bevölkerung auf die Chancen der Digitalisierung aufmerksam machen. Mit Digitalswitzerland treibt er die, wie er sie nennt, «wichtigste Standortinitiative des Landes» voran. Entstanden ist Digitalswitzerland vor zwei Jahren am World Economic Forum in Davos. Walder überzeugte zehn Schweizer Firmenchefs, je 50 000 Franken als Startkapital aufzubringen. Es gibt wohl nicht allzu viele Schweizer Manager, denen das so leichtfüssig gelingen würde.

An diesem Digitaltag heften wir uns an die Fersen des Ringier-Chefs: Wer ist der Mann, der den Hauptbahnhof in eine grossangelegte Roadshow von Corporate Switzerland verwandelt? Der den Ringier-Konzern scheinbar un sentimental vom gedruckten Journalismus in die digitale Welt prügelt? Der – nicht zuletzt – mit seiner Werbeallianz Admeira die Konkurrenz zur Weissglut treibt?

Gleich nach dem Auftritt mit Leuthard besucht Marc Walder die «Medienwelt», also die Stände der Blick-Gruppe und des Schweizer Fernsehens am Hauptbahnhof. «Es ist schade, dass die NZZ und Tamedia nicht dabei sind», sagt er und schaut betroffen drein. Am Stand von Ringier wechselt Walder ein paar freundliche Worte mit *Blick*-Chefredaktor Christian Dorer, welcher dem Publikum die «Virtual Reality»-Videos des *Blicks* erklärt und, über den Tag verteilt, Interviews mit Digital-Stars zu so exotischen Themen wie Kryptowährungen führt – was natürlich direkt auf die Website des *Blicks* übertragen wird. Wenn der *Blick* sich heute als Champion des Digitalen präsentieren darf, dann hat dies vor allem mit der Person Walders zu tun, wie Medienjournalist Kurt W. Zimmermann festhält: «Als Walder 2008 die Geschäftsleitung von Ringier Schweiz übernahm, war das Unternehmen diesbezüglich noch in der Steinzeit.»

Auf der Bildfläche erscheint Gilles Marchand, der neue SRG-Chef. Zielstrebig steuert Walder auf ihn zu und begrüsst ihn wie einen alten Freund. Überhaupt scheint es beim Rundgang

---

**«Es ist manchmal deprimierend, wenn man weiss, wie wenig einen von der Weltspitze trennt.»**

---

durch den Hauptbahnhof, als kenne Walder fast jeden Zweiten, der ihm entgegenkommt. Rasch wird klar: Hier ist ein begnadeter Netzwerker unterwegs, der es versteht, die Leute für sich einzunehmen. Walder redet einen unaufdringlichen St.-Galler-Dialekt, seine Aussprache ist eher leise und bedächtig. Seit vier Stunden ist er jetzt bereits auf den Beinen, da kommt plötzlich seine Assistentin auf ihn zu und sagt: «Marc, du musst jetzt den Schneider-Ammann begrüssen.» Walder eilt zum VIP-Aperitif, wo der Wirtschaftsminister ein paar Worte sagen soll. Viel Prominenz hat sich eingefunden. Ringier-Publizist Hannes Britschgi herzt die Zürcher Stadtpräsidentin Corine Mauch, in deren

Stadthaus Digitalswitzerland formell besiegelt wurde.

Walders eigener Auftritt an dem Promi-Apéro wirkt wie aus einem Management-Seminar entlehnt. Er beschreibt kurz den Werdegang der Initiative und sagt dann, die Schweiz sei – anders als in anderen Kategorien der volkswirtschaftlichen Wettbewerbsfähigkeit – bei der Digitalisierung nicht führend. Das wolle er ändern.

## «Ein Chef wie aus dem Heftli»

Hört man sich links und rechts herum, dann vernimmt man durchaus auch skeptische Stimmen: Was soll das Ganze bringen? Sowie so seien zu viele, zu unterschiedliche Interessen unter dem Dach von Digital Switzerland zusammengefasst, so dass der Mehrwert für den einzelnen Partner nur schwer greifbar sei. Man hört, Ringier-Konkurrent Tamedia sei ausgestiegen, weil das Verlagshaus nicht in der grossen «Walder-Show» mitmachen wollte. Dass sich Digitalswitzerland und Ringier gegenseitig befruchten sollen, bekennt Walder freimütig: «Aus Digitalswitzerland können Dinge entstehen, die für Ringier interessant sind, und umgekehrt.» Was selbstredend für alle Mitglieder der Standortinitiative gelte.

Marc Walder ist es gewohnt, eher unterschätzt zu werden. Als er im Jahr 2000 zum Chefredaktor der *Schweizer Illustrierten* avancierte, kolportierte der *Tages-Anzeiger* unter dem Titel «Ein Chef wie aus dem Heftli», die «Ringier-Bilderbuchkarriere» sei «nur möglich gewesen, weil Marc Walder mit Michael Ringier Tennis» spiele. Als Walder im Jahr 2007 Chefredaktor des *Sonntagsblicks* wurde, zitierte dasselbe Blatt den maliziösen Spruch eines angeblichen Insiders aus dem Ringier-Konzern, Marc Walder sei «ein überaus netter Mensch, dem die nötige Härte für einen solchen Job abgeht». Er sei «loyal und harmoniebedürftig». Und noch vor eineinhalb Jahren ätzte die *NZZ am Sonntag* von einem Besuch Walders im Silicon Valley, er fülle «seinen Twitter-Kanal wie ein aufgeregter Teenager» mit «grossspurigen Sprüchen, wie man sie nur in Amerika hört».

Kein Zweifel: Die Karriere Walders ragt weit aus dem landestypischen Mittelmass heraus. Mit sechzehn Jahren, als Kanti-Schüler, ging er in die USA, um an der berühmten Bollettieri-Tennisakademie in Florida seine sportlichen Fähigkeiten zu perfektionieren. Zurück in der Schweiz, legte er eine beachtliche Karriere in



Nur die Zahlen zählen: Ringier-Chef Walder.

der Association of Tennis Professionals hin. Fast sieben Jahre lang bestritt er Woche für Woche Turniere rund um den Globus. Er schaffte es bis zur Nummer sechs der Schweiz und wurde zweimal Schweizer Meister im Doppel. «Allerdings merkte ich, dass es für die höchsten Weihen im Tennis wohl nicht reichen würde», erzählt Walder. In einem frühe-

ren Interview mit Persönlich.com sinnierte er: «Es ist manchmal deprimierend, wenn man weiss, wie wenig einen von der Weltspitze trennt. Und wie viel es dann eben doch ist.»

Walder wollte Journalist werden, weil ihn die Arbeit der Sportberichterstattung reizte, die er als Tennisprofi kennengelernt hatte. Michael Ringier, mit dem er regelmässig Tennis spiel-

te, verhalf ihm 1992 zu einer Stelle in den untersten Chargen des Verlags. «Ich habe Kartons beklebt», so Walder. Nach ein paar Monaten ergab sich die Gelegenheit, in die Sportredaktion des *Blicks* zu wechseln, wo Walder aufgrund seiner guten Kontakte in die Tenniswelt sofort eingesetzt werden konnte.

Sein erster Artikel, der beim *Blick* aktenkundig ist, sind ein paar Zeilen über die Schliessung einer Tennisschule in Ecublens. Das war im Oktober 1992. Dann absolvierte Walder die Ringier-Journalistenschule und machte rasch Karriere. Mario Widmer, der damals eine leitende Funktion in der Sportredaktion innehatte und heute der Manager von Martina Hingis ist, fiel der junge Marc Walder auf als «äusserst wach und intelligent». Man habe gemerkt, dass er «einen gewissen Ehrgeiz» mitbringe und «höhere Ziele» habe. Aus Sicht Widmers ist das Tennis der Schlüssel zu Walders Persönlichkeit: Als Spieler habe er im Doppel ebenso brilliert wie heute als betriebswirtschaftlicher Teamspieler. Dazu komme die Disziplin, welche der Sport einem abverlange. Walder geht nach eigenem Bekunden «nicht schlafen, bevor das letzte E-Mail beantwortet ist, und nicht ins Wochenende, bevor die letzte Aufgabe erledigt ist».

### Schnellbleiche in Harvard

1995 wurde Walder Chefreporter beim *Blick* und schrieb typische Boulevardgeschichten, von Hochemotionalem wie der Räumung der offenen Drogenszene in Zürich bis hin zu Banalem wie dem Wetter («Sommer adel! Wo bleibt der schöne Herbst?»). 1997 wurde er stellvertretender Chefredaktor des *Sonntagsblicks*, und im Jahr 2000 übernahm Walder als jüngster Chefredaktor in der Geschichte des Blattes die Leitung der *Schweizer Illustrierten (SI)*, die er sieben Jahre lang erfolgreich innehatte. Als Chef der *SI* polierte Walder deren People-Journalismus auf Hochglanz. Dabei machte er selber begeistert mit in der glitzernden Welt der Prominenten und Halbprominenten.

Marc Walder wählt heute sorgfältiger aus, wo er öffentlich auftritt. Den Schalter vom Hochglanzjournalisten zum Manager kippte er in einem MBA an der Harvard University um. Bevor er 2008 die Geschäftsführung von Ringier Schweiz übernahm, sollte er in einer betriebswirtschaftlichen «Schnellbleiche» ein paar Grundsätze der Unternehmensführung lernen. «Zwischen den ganzen Firmenchefs verstand ich anfangs nicht gerade viel», erinnert sich Walder. Überhaupt habe er die für das Programm geltende Untergrenze bei der Umsatzverantwortung von 500 Millionen US-Dollar «gerade so erreicht». Doch in Harvard tat sich für Walder eine neue Welt auf: In Fallstudien lernte er, wie erfolgreiche Unternehmen sich immer wieder neu erfinden. Die damals in den USA schon viel stärker präsenten Geschäftsmodelle im Internet





«Höhere Ziele»: Tennis-Crack Walder, 1985.

elektrisierten ihn. Walder kam zurück nach Zürich und sagte den Aktionären, also der Ringier-Familie: «Wir müssen das Unternehmen radikal transformieren.»

#### Expansion bis nach Afrika

Als Marc Walder die Leitung von Ringier Schweiz übernahm, bestand der Verlag fast vollständig aus gedrucktem Journalismus. Dieser steuerte 100 Prozent des Gewinnes bei. «Heute erwirtschaftet Ringier weltweit fast zwei Drittel des Gewinns aus anderen Quellen», so Marc Walder. Andere Quellen, das sind «transaktionsbasierte Internetplattformen», also Marktplätze im Internet. Walder machte sich, mit voller Rückendeckung der Familie Ringier, an den Zusammenkauf von Unternehmen, die er als



Begnadeter Netzwerker: Walder mit Bundespräsidentin Leuthard und SBB-Chef Meyer (v.l.).

zukünftige Renditebringer sah. Zum Beispiel gab er (zusammen mit Tamedia) 390 Millionen Franken für das Stellenportal Jobs.ch aus. 2012 übernahm er die weltweite Konzernleitung und expandierte bis nach Afrika.

Die meisten Akquisitionen strickt Walder nach demselben Muster, mit dem er sich ebenfalls an der Harvard Business School angefreundet hat: Er kauft attraktive Unternehmen aus dem Internetbereich. Und zwar nicht

#### Dass sich Walders Strategie für Ringier auszahlt, ist nicht auf den ersten Blick offensichtlich.

alleine, sondern häufig in Form eines Joint Ventures, also im Verbund mit einem anderen interessierten Unternehmen, meist einem international tätigen Anbieter, welcher Technologie oder Know-how beisteuert.

Dass sich diese Strategie für die Eigentümerfamilie Ringier auszahlt, ist nicht auf den ersten Blick offensichtlich. Der Konzerngewinn mutet mit 22,8 Millionen Franken bescheiden an. Allerdings sind darin die Abschreibungen auf die umfangreichen Digitalzukaufe der letzten Jahre bereits berücksichtigt. Ohne diese Abschreibungen betrüge der reine operative Gewinn 108,3 Millionen Franken – ansehnlich bei einem Umsatz von etwas über einer Milliarde.

In den letzten zehn Jahren hat das Unternehmen rund 1,7 Milliarden Franken in die verschiedenen Unternehmenskäufe investiert. Glaubt man Marc Walder (und das muss man, denn Ringier veröffentlicht keine detaillierten Zahlen), dann spielen die meisten der eingekauften Internetfirmen «in den nächsten Jahren» ihre Kaufsumme wieder ein.

Kurt W. Zimmermann sagt, Marc Walder habe als Manager «fast alles richtig gemacht». Er rechnet vor, dass der Wert von Ringier 2009 rund 800 Millionen Franken betrug und heute bei über zwei Milliarden Franken liegt. Diese Grössenordnung wird aus dem Verlag inoffiziell bestätigt. Marc Walder selbst meint dazu, dass es sich um theoretische Werte handle, da Ringier ein langfristiger Investor sei und nicht verkaufen wolle. Über neunzig Firmen in achtzehn Ländern sind heute unter dem Ringier-Dach vereint, davon rund die Hälfte Joint Ventures mit anderen Unternehmen und andere gemeinschaftliche Beteiligungsformen. In vielen sitzt Walder als Verwaltungsrat. Er hat kraft seines Beziehungsnetzes ein Imperium geschaffen, welches zu dem ohnehin anspruchsvollen soziologischen Biotop des Unternehmens Ringier noch eine weitere Komplexitätsebene hinzugefügt hat. Im Schnitt fünfzehn Minuten pro Tag verbringt er in seinem Büro, den Rest mit Meetings und auf Reisen durch das weitverzweigte Ringier-Universum. Zwei persönliche Assistentinnen bugsieren ihn durch den dicht getakteten Terminkalender.

Als SRG und Swisscom einen privaten Verlag suchten, um den gemeinsamen Werbevermarkter Admeira zu gründen, musste Walder nicht lange überlegen. Der Schweizer Werbemarkt, erklärt er, sei zu klein, um im internationalen Kampf um die Werbebudgets effizient agieren zu können – es sei denn, man schliesse sich zusammen. «Ich bin ein Befürworter von Partnerschaften.» Und kein Mann des Wettbewerbs? «Unsere Joint Ventures werden in den jeweiligen Ländern von den Wettbewerbsbehörden genehmigt.»

Während Walder in den digitalen Raum expandiert, verkleinert er die alte Ringier-Welt.

Die Wirtschaftszeitung *Cash* hat er ins Internet verbannt, *L'Hebdo* in der Romandie eingestellt und kürzlich auch die Schliessung der Druckerei in Adligenswil angekündigt. Der *Blick*, so sagen es selbst Insider aus dem Ringier-Verlag, habe den Anspruch aufgegeben, die politische Agenda des Landes zu prägen. Für Kurt W. Zimmermann ist Marc Walder «der erste Journalist in einer Konzernleitung, der nicht als Erstes ein neues journalistisches Produkt ausprobiert hat». Unter Walder habe Ringier «das vorrangige Interesse am Journalismus verloren».

#### Das journalistische Feuer lodert noch

Der Angesprochene widerspricht dieser Behauptung: Er habe die Titel *Landliebe* und *Blick am Abend* lanciert und sehr wohl in den Journalismus investiert, wenn auch eher in digitale Formate. Und auch René Lüchinger, früherer Chefpublizist bei Ringier, sieht bei Marc Walder weiterhin journalistisches Feuer lodern: «Manchmal habe ich den Eindruck, er würde am liebsten selber in den Newsroom hinabsteigen und die Tagesleitung übernehmen.»

In einem Interview mit der NZZ liess Walder gar durchblicken, dass er sich vorstellen könne, irgendwann auch wieder als Chefredaktor tätig zu sein. Aber, so Walder: «Am Ende des Tages geht es um die Zahlen.» ○

## Universitäten

### «Du Opfer!»

#### Chef-Professorin Svenja Goltermanns Dialektik und deren Auswirkungen.

Wer sich angesichts des öffentlichen Schaulaufens von Opfern sexueller Gewalt unbehaglich fühlt oder gar zu Unrecht angegriffen, ist selber schuld. Besser noch: ist wohl nicht unschuldig. Dies ist, auf den Punkt gebracht, die Aussage der Historikerin Svenja Goltermann im grossen *Tages-Anzeiger*-Interview. Mit einem ziemlich dreisten dialektischen Kniff sucht die Professorin der Universität Zürich die aufkommende Kritik an der medial dauerbefeuchten «me too»-Kampagne zu unterbinden. Immer wieder stosse man auf Leute mit der «fixen Idee», sie seien «von Opfern umstellt» – was purer «Fantasie oder Polemik» entspringe. Will sagen: Das wahre Problem sind jene, die sich da grundlos unter Generalverdacht gestellt sehen. Sie sind Opfer der besonderen Art, nämlich Opfer ihrer gestörten Wahrnehmung.



Professorin Goltermann.

Frau Goltermann ist Direktorin des Zentrums Geschichte des Wissens (ZGW), das Kolloquien zu Themen wie «Neues reaktionäres Denken» (demnächst) oder «Rassismus in der Mitte der Gesellschaft» abhält. Zur rechten Zeit hat sie sich mit ihrem Buch «Opfer – Die Wahrnehmung von Krieg und Gewalt in der Moderne» nun auch als Opfer- und Diskriminierungsexpertin empfohlen. Dabei

zeichnet sie mit grosser Sympathie die stetige Ausweitung des Opfer-Begriffs in unserer Gesellschaft nach.

Frau Direktorin lässt dabei ausser Acht, dass unsere Empathie gegenüber Opfern in jenem Ausmass sinken wird, in dem sich immer mehr Menschen als Opfer bezeichnen. Bis das Wort schliesslich als Schimpfwort endet.

Wo es im Balkan-Slang heute schon heisst: «Du Opfer!» *Gottlieb F. Höpli*

# Weshalb der Franken

# 2018 stahlhart bleibt.

**Diese Woche:**  
Geldpolitik im Check.



[www.handelszeitung.ch](http://www.handelszeitung.ch) | Jeden Donnerstag neu am Kiosk | Magazin als mobile App für iPad und iPhone | Kostenloser Newsletter

Zur Wirtschaft. Zur Sache.

# Handelszeitung



# Bundesrat, digital

Der Umgang mit der Digitalisierung wird zu einem landesweit organisierten Kraftakt. Der Staat spielt kräftig mit und versucht sich vor Wettbewerb zu schützen.

Von Beat Gygi und Rüdiger Trebels (Illustration)

In der Schweizer Wirtschaft haben sich ein paar Dutzend Firmen und Institutionen in neuartiger Mission zusammengetan, um dem Land den Weg in die Digitalisierung zu ebnet. Unter dem Namen Digitalswitzerland wollen Unternehmer, Manager, Forscher und Verwaltungsleute die Zusammenarbeit der Branchen sowie jene zwischen Privatwirtschaft und öffentlichen Stellen intensiver machen.

Nach dem Motto «Gemeinsam geht es besser» will man so viel Schwung in die technologische Modernisierung bringen, dass im ganzen Wirbel auch die langsameren Teile der Wirtschaft und Gesellschaft mehr oder weniger mitgezogen werden. Vor gut einer Woche hat die Organisation mit dem ersten Digitaltag der Schweiz eine landesweite Roadshow durchgezogen, die dank offizieller Unterstützung durch die Bundesräte Doris Leuthard, Johann Schneider-Ammann und Alain Berset weitgehend den Charakter einer hoheitlichen Aktion erhielt, einer Art Anbauschlacht mit Blick auf die künftige Computerisierung des Lebens.

## Neue Art von Industriepolitik

Digitalswitzerland versteht sich nach den Worten von Christian Wenger, Partner in der Zürcher Anwaltskanzlei Wenger&Vieli sowie Präsident des Digitalswitzerland-Exekutivkomitees, als Bewegung. Lanciert wurde sie vor gut zwei Jahren, zu den treibenden Kräften zählt Ringier-Konzernchef Marc Walder. Formell handelt es sich um einen Verein mit mittlerweile rund neunzig Mitgliedern, vor allem Unternehmen und Institutionen, die einen Jahresbeitrag von 50 000 Franken zahlen. Das Alltagsgeschäft wird von acht Angestellten betreut, das Budget beträgt rund 3 Millionen Franken pro Jahr.

Geführt wird die Vereinigung von einem 17-köpfigen Exekutivkomitee und einem Steuerungsausschuss mit 23 Mitgliedern. Wenger bekräftigt die Ziele von Digitalswitzerland, wie sie schon früher formuliert wurden: Die Schweiz soll zum führenden digitalen Standort in Europa werden, man wolle unbedingt den Anschluss an die internationale Entwicklung halten und dafür sorgen, dass dabei auch die Gesellschaft mitgenommen werde.

Im Exekutivausschuss sind unter anderem Vertreter der beiden ETH, der Exportförderung des Bundes und des WEF, ausserdem Nationalrat Fathi Derder (FDP), Lorenz Furrer von der Agentur Furrerhugi, Ständerat und IT-Unternehmer Rudi Noser sowie acht Vertreter privater und bundesnaher Unternehmen. Ringier ist

mit zwei Personen im Gremium vertreten, Marc Walder und Patrizia Pesenti. Der etwas breiter besetzte Steuerungsausschuss, präsiert von Walder, ist, bei etwas grösserer Spannweite, ähnlich zusammengesetzt: mit Vertretern aus ETH, Universitäten, Bundesverwaltung, Kantonspolitik, von Economiesuisse, SBB, Post, Swisscom sowie etlichen privaten Industrie- und Dienstleistungsunternehmen.

Die Strategie von Digitalswitzerland ruht auf fünf Pfeilern und zielt darauf ab, sich zu Wirtschaftspolitik und Regulierung zu Wort zu melden, die Schaffung digitaler «Ökosysteme» voranzubringen, Bildung und Weiterbildung zu unterstützen, die Innovation zu fördern und die Organisation zu einer starken Schweizer Marke in der digitalen Welt zu machen. Laut den Angaben sind über zwanzig Projekte, die man zum Teil in eigener Regie, zum Teil mit Partnern in Angriff genommen hat, am Laufen. Der «Digitaltag» war bisher die aufsehenerregendste Aktion.

Der Tag war zwar vor allem eine Show, aber er hinterliess doch den Eindruck einer neuen Art von Industriepolitik. Dass hinter dem kollektiven Auftreten mehr steht als eine Marketingaktion, zeigt die Tatsache, dass gerade tags zuvor das Bundesamt für Kommunikation die erste nationale Konferenz «Digitale Schweiz» organisiert hatte, ebenfalls zusammen mit Leuthard

## Eine Art Anbauschlacht mit Blick auf die künftige Computerisierung des Lebens.

und Schneider-Ammann, mit zahlreichen Diskussionsanlässen zur Frage, wie man in der Schweiz die Probleme der Digitalisierung gemeinsam bewältigen könne.

Im Grunde ist der Gedanke erstaunlich, dass die Digitalisierung zu einer landesweiten kollektiven Bewegung führen soll, bei der sich Menschen, Firmen und Staatsstellen sozusagen versammeln und gegenseitig bei der Hand nehmen, um gemeinsam die nächsten Schritte zu machen. Wer ein neues Handy kauft und seine Daten in die Wolke gibt, muss doch niemanden fragen. In Firmen sind Automatisierungen, der Ersatz alter Arbeitsprozesse durch neue Verfahren, die rascher, sicherer und mit weniger Mühsal für die Menschen vor sich gehen, doch Entscheidungen der Chefs, die diese völlig selbständig treffen können. Wenn sich Investitionen in modernere Anlagen lohnen,

tätigt man sie, wenn sie sich nicht lohnen, lässt man es bleiben.

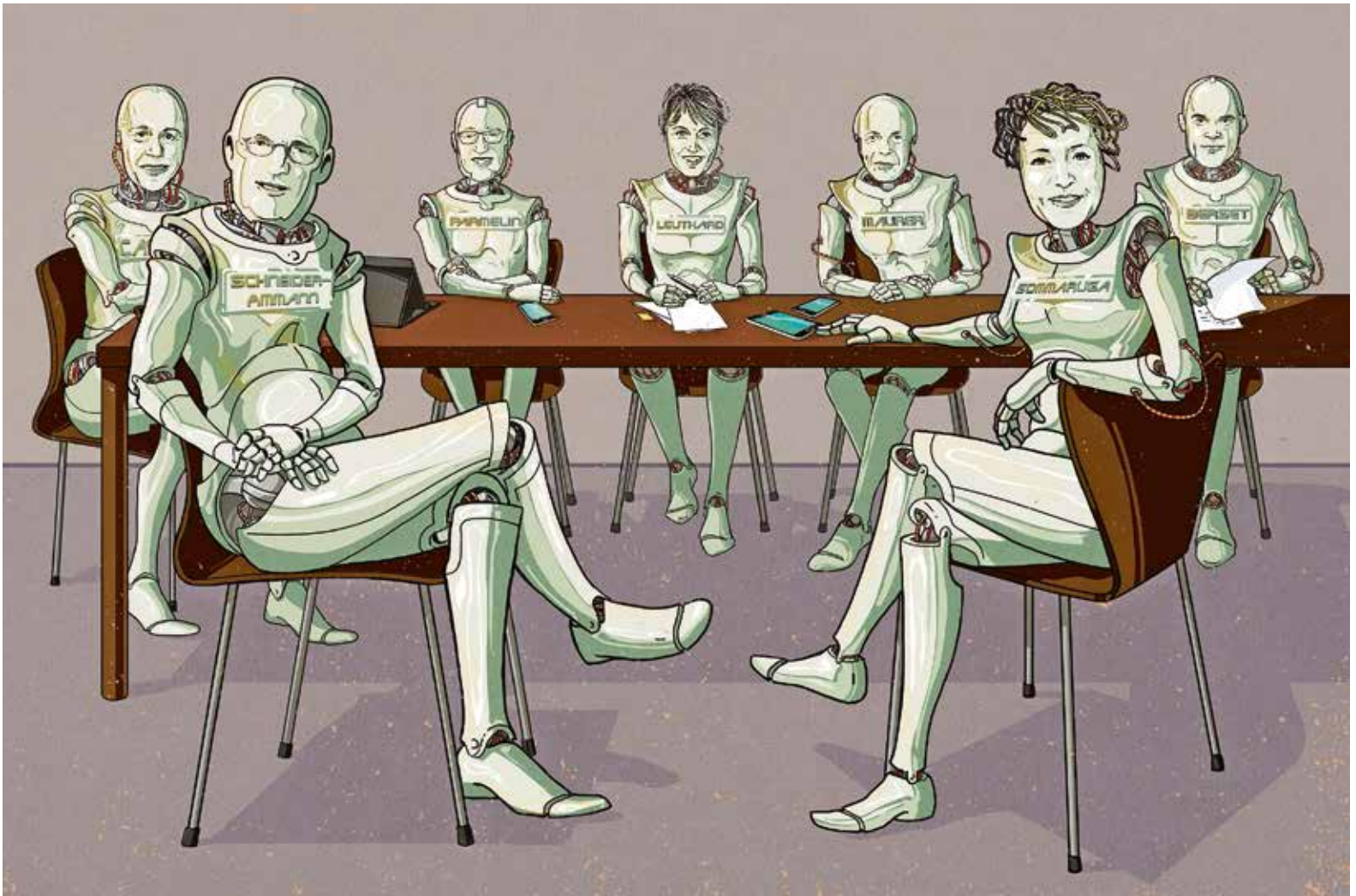
Warum wird das zur nationalen Angelegenheit? Warum kann man sich die ganze Digitalisierungswelle nicht einfach als Ansammlung zahlloser selbständiger Entscheidungen auf eigene Rechnung und auf eigene Verantwortung vorstellen? Der Aufstieg von Internetriesen wie Google, Facebook oder Amazon wurde ja auch nicht in öffentlich-privater Zusammenarbeit geplant. Sollte in der Schweiz nun tatsächlich eine Art neue Industriepolitik zur Bewältigung der Digitalisierung entstehen, könnte dies teuer werden, wenn dadurch private Entwicklungsmöglichkeiten verbaut werden.

## Wer profitiert?

Und wer sucht eigentlich die Nähe von wem beim Aufbruch in die digitale Welt? Ist es so, dass die erwartete Computerisierung die Privatunternehmen in die Nähe des Staates treibt, weil die Firmenchefs sich davon Vorteile bei der Regulierung und den Auftragsvergaben versprechen? Oder ist es eher umgekehrt in dem Sinn, dass die Behörden gerne private Unternehmen mit Absprachen zu binden suchen, wenn diese leistungsfähiger und beweglicher werden?

Auf den ersten Blick scheint die Sache klar zu sein: Behörden sehen sich in ihren Handlungsspielräumen und finanziell oft stärker eingegrenzt als viele private Unternehmen und sind froh, grosse Projekte in Partnerschaft mit Profis aus der Wirtschaft anzugehen. Allerdings zeigen grosse Fehlschläge bei staatlichen Informatikprojekten wie etwa beim Steuersystem des Bundes, dass solche Vorhaben unter der Führung von Behörden dramatisch ausser Kontrolle geraten können, auch wenn Private beteiligt sind.

Es gibt allerdings andere Situationen, in denen der Staat grosse Anreize hat, die eigenen Unternehmen mit Privaten zusammenarbeiten zu lassen. Die Bundesunternehmen SBB und Swisscom sind sehr breit ausgerichtet und decken ein derart grosses Spektrum von Leistungen ab, dass sie in freien Märkten wahrscheinlich nicht gegen Spezialisten bestehen könnten und sozusagen in Einzelteile zerlegt würden. SBB-Chef Meyer betont immer wieder, wie schädlich es für den öffentlichen Verkehr in der Schweiz wäre, das Bahnnetz aufzureissen und es auch Konkurrenten zugänglich zu machen. Aus dieser Sicht wirken Kooperationen im Rahmen von Digitalswitzerland wie vorbeugende Massnahmen, um den Wettbewerb nicht allzu brutal werden zu lassen.



*Automatisierung ohne Grenzen.*

Aus der bisherigen Praxis kennt man noch kras- sere Fälle von Marktabschottung durch den Staat. In den Kantonen St. Gallen und Zürich kommt die den Gemeinden und Kantonen ge- hörende Informatikunternehmung VRSG ohne Ausschreibung zu ihren Aufträgen. Viele Gemeinden kaufen ihre Software quasi beim vollseigenen Betrieb ein, ohne dass private Konkurrenten angefragt werden. Es kommen aber härtere Zeiten auf die Verwaltungen zu, wenn künftig eine ähnliche Rationalisierung möglich wird, wie sie zurzeit in der Finanz- branche erwartet wird. Banken rechnen wegen der Automatisierung mittelfristig mit dem Wegfall von vielleicht einem Drittel der Stellen. In der öffentlichen Verwaltung fehlt allerdings der Druck des Marktes und der betriebswirt- schaftlichen Rechnung. Behörden werden des- halb wohl einigen Erfolg haben mit dem Argu- ment, Aufgaben im öffentlichen Dienst, bei denen Ermessensspielräume bestehen, seien praktisch nicht automatisierbar.

Ist es denn undenkbar, dass selbst die Arbeit des Bundesrats zu einem guten Teil automati- siert würde? Im Extremfall: sieben Roboter an der Spitze der Verwaltung? Dank künstlicher Intelligenz könnten sie einen Grossteil der Re- gierungsgeschäfte ziemlich vernünftig voran- bringen, sie würden programmgemäss die

Aufträge des Parlaments umsetzen und sie wären wohl weniger trickreich als echte Men- schen, wenn es ums Verfolgen eigener Ziele und das Umgehen des Wählerwillens geht. Klar, realistische Ziele der Digitalisierung sind das heute nicht, aber in den Gemeinden wäre es sinnvoll, über striktere Regeln zur Vergabe von Sozialleistungen nachzudenken. Die Kontrolle der Ansprüche und die Zuteilung könnten zum Teil automatisiert werden. Die Ermes- sensspielräume im Einzelfall würden damit eingeeengt, wogegen sich die da angestellten Sozialexperten wehren würden, aber die Praxis wäre auf diese Weise weniger anfällig auf will- kürliche Beamtenentscheide und regelwidrige Grosszügigkeit bei der Geldvergabe.

#### Wo der Staat helfen kann

Warum kann eine privat-staatliche Zusammen- arbeit für die Firmen von Digitalswitzerland überhaupt noch attraktiv sein? Es gibt in der Regulierung noch einige Felder, die genauer ab- zustecken sind, etwa der Umgang mit Daten. Grosse Datenmengen, Big Data, gelten als wert- volle Ressource für künftige Geschäfte, sofern man sie voll nutzen kann. Der Staat kann hel- fen, Daten-Kooperationen auf den Weg zu brin- gen. So hat der Bund kürzlich der Gruppierung SBB, Post, Swisscom, Mobiliar, Credit Suisse,

UBS, Raiffeisen, Zürcher Kantonalbank und Schweizer Börse SIX den Auftrag erteilt, die ein- deutige Identifizierung von Personen im digi- talen Raum zu regeln, die sogenannte E-ID. Im Gesundheitswesen wird Digitalisierung den Playern weitere Gelegenheiten geben, sich um Daten zu streiten oder verschiedene Spielarten von gemeinsamer Bewirtschaftung zu suchen.

Besonderes Interesse haben die Privaten aber vor allem auch an neuen staatlichen Anstrengungen in Bildung und Ausbildung sowie in der Förderung von Innovation und Wissenstransfer. Im vergangenen Juni hat Bundesrat Schneider-Ammann einen Kredit für digitale Bildung im Umfang von 150 Mil- lionen Franken in Aussicht gestellt, der grossenteils zusätzlich zu den bestehenden Bildungsausgaben gewährt werden soll. «Jetzt, flächendeckend, intensiv», so umriss Schneider-Ammann das Vorhaben, man dürfe nichts verschlafen. Das Portal von Digitalswit- zerland spendete Applaus, genau das sei der richtige Weg. Im Juli übernahm der Bundesrat das Projekt unter dem Titel «Aktionsplan Digitalisierung», der auch die Berufsbildung flexibler machen soll. Dutzende von staatli- chen und privaten Weiterbildungsinstituten stehen bereit, um diese Millionen in Digital- schulung umzusetzen. ○



# Hotel Knast

Schweizer Gefängnisse gelten fast schon als Wellnessoasen. Jetzt erpressen Häftlinge in der Strafanstalt Thorberg auch noch ein Sexzimmer für sich.

Von Michael Baumann

Überfüllte Zellen, prekäre hygienische Zustände, Parallelgesellschaften und korrupte Beamte sind in gewissen Ländern regelmässig Auslöser für Gefängnisrevolten. Nicht selten gibt es auch Verletzte und Tote wie erst kürzlich in Venezuela, Mexiko, Brasilien oder Sri Lanka. Anders in der Schweiz: Aufenthalte in einer Strafanstalt sind zwar auch hier per se unangenehm. Doch wenn jemand schon einsitzen muss, dann mit Vorteil in einem schweizerischen Gefängnis. Gerade Ausländer, die rund 70 Prozent der Insassen ausmachen, residieren hinter Schweizer Gittern vielfach luxuriöser als zu Hause in ihrem Heimatland und in Freiheit. Man kann da je nach Perspektive durchaus von paradiesischen oder hotelähnlichen Verhältnissen sprechen.

## Überzogene Empfehlungen

Bedingungen wie in den USA, wo solvente Straftäter für bis zu 250 Dollar pro Nacht eine Luxuszelle buchen können, herrschen hierzulande zwar nicht. Aber ein richtiges Bett, sauberes Wasser, abwechslungsreiche Kost, Unterhaltungs- und Beschäftigungsmöglichkeiten sowie Sportangebote gehören alleweil zum Standard. Den ausländischen Straftätern kommt man auch punkto Essen und TV-Programm entgegen und nimmt auf religiöse sowie kulturelle Unterschiede Rücksicht. Einem Schweizer Häftling würde in den meisten Ländern kaum ein Fondue serviert oder der Zugang zu Sendungen wie «SRF bi de Lüt» ermöglicht. Gleichwohl prasselt immer wieder Kritik auf die Schweiz und ihren Justizvollzug ein – zuletzt Mitte November.

Ein achtzehnköpfiges Komitee der Uno, dem auch sogenannte Experten aus Ländern wie Uganda, Ägypten, Tunesien, Venezuela oder Russland angehören, hatte zum dritten Mal seit 2008 die Schweiz unter dem Gesichtspunkt der Menschenrechte bewertet. Dabei störte sich das Komitee unter anderem an der Überbelegung in den Gefängnissen. Insgesamt adressierte die Uno 250 meist überzogene Empfehlungen an die Schweiz.

Die Berichte über die Uno-Kritik müssen wohl auch die Häftlinge in der Justizvollzugsanstalt Thorberg in der beschaulichen Gemeinde Krauchthal BE gelesen, ernst genommen und daraus ihre eigenen Forderungen abgeleitet haben. Rund 50 der insgesamt 180 Insassen der Strafanstalt traten Anfang letzter Woche in den Streik und weigerten sich, ihrer Arbeit nachzugehen, zu der sie gemäss Strafgesetzbuch verpflichtet sind.



*Hotelähnliche Verhältnisse:* Häftlinge in der bernischen Justizvollzugsanstalt Thorberg.

In einem dreiseitigen Schreiben an Direktor Thomas Egger verlangten sie in unverschämter Manier unter anderem mehr und besseres Essen, mehr Lohn, mehr Auswahl im Gefängnis-kiosk – und als Hauptforderung ein sogenanntes Begegnungszimmer für intime Kontakte,

## Einem Schweizer Häftling würde in den meisten Ländern kaum ein Fondue serviert.

umgangssprachlich auch Sexzimmer genannt. Die Leitung der Vollzugsanstalt reagierte prompt und erliess ein Nutzungsverbot für elektronische Medien wie TV- und DVD-Geräte sowie Computer. Zudem mussten die Streikenden fortan täglich 23 Stunden in ihren Zellen verbringen; acht Rädelsführer wurden verlegt.

Am vergangenen Montag war der Spuk auf dem Thorberg dann wieder vorbei, die Streikenden kehrten an ihre Arbeitsplätze zurück. Direktion und Geschäftsleitung der Justizvollzugsanstalt knickten aber punktuell ein und zeigten Verständnis für die Forderung nach einem Sexzimmer. Egger verwies auf die Nationale Kommission zur Verhütung von Folter, die schon vor Jahren zur Einrichtung

eines solchen Raumes geraten hatte. Er will nun ein Konzept ausarbeiten lassen, das Fragen zur Nutzung, zum Standort, zum Betrieb und zur Finanzierung klären soll. Eine gesetzliche Grundlage dafür, ein Sexzimmer zur Verfügung zu stellen, gibt es allerdings nicht. Von einem Menschenrecht kann auch nicht gesprochen werden. Zur Einordnung: Schweizweit verfügen bloss 6 von 110 Haftanstalten über ein Sexzimmer. Gerade in der 1893 eröffneten Strafanstalt Thorberg, wo die Gebäude unter Denkmalschutz stehen, gestalten sich bauliche Eingriffe als schwierig.



*Streik mit Folgen:* Thorberg.

Immerhin tritt die Führungsriege auf die weiteren Forderungen nicht ein. Auch wenn es noch offen ist, ob in der Justizvollzugsanstalt Thorberg tatsächlich ein Zimmer für fleischliche Gelüste eingerichtet wird, kann nicht von der Hand gewiesen werden, dass die aufmüpfigen Sträflinge mit ihrer erpresserischen Aktion einen Teilerfolg verbuchen konnten. SVP-Nationalrätin Natalie Rickli ist entsetzt darüber, dass teilweise auf die Forderungen der Häftlinge eingegangen wird, wie sie auf Anfrage sagt. «Der Freiheitsentzug bringt es mit sich, dass die Täter auf gewisse Sachen ver-

### Tatsächlich sollte man sich vor einer Straftat überlegen, welche Konsequenzen dies hat.

zichten müssen. Der Sühnecharakter kommt zunehmend abhanden.» Tatsächlich sollte man sich vor dem Begehen einer Straftat überlegen, welche Konsequenzen dies hat. Eine davon ist der Verzicht auf die Annehmlichkeiten in der Freiheit. Rickli hält es darum für falsch, dass sich die Gefängnisleitung von den Häftlingen erpressen liess.

#### «Schlag ins Gesicht der Opfer»

Für Rickli, die in der Vergangenheit verschiedene Gefängnisse besucht hat, ist klar, dass der Strafvollzug nicht einfach zu handhaben ist. «Anfänglich dachte ich, dass die Häftlinge etwas Gescheiteres machen sollten, als fernzusehen oder in den Genuss von verschiedenen Sportmöglichkeiten zu kommen. Aber ich habe verstanden, dass es für den Vollzug einfacher ist, wenn sich die Häftlinge beschäftigen können.» Wenn das anders wäre, liessen sie ihren Frust am Personal aus und störten den Betrieb. Gleichwohl dürfe der Strafcharakter nicht abhandenkommen. «Sonst ist das ein Schlag ins Gesicht der Opfer», sagt sie.

Selbst wenn die Aktion der Sträflinge bezüglich Sexzimmer ein Vollerfolg werden sollte, dürften nur wenige von ihnen das Zimmer brauchen. Denn die Regeln zur Benutzung sind in Gefängnissen wie Pöschwies (ZH) und Bostadel (ZG), wo es ein Angebot zur Verlustierung gibt, streng. Gewalttäter und Sexualverbrecher sind grundsätzlich ausgeschlossen. Für die anderen ist eine tadellose Führung Voraussetzung. Treffen mit Frauen sind aber auch nur dann möglich, wenn mit ihnen schon vorher regelmässige Kontakt gepflegt wurde. Damit sollen Treffen mit Prostituierten verunmöglicht werden. In der Strafanstalt Thorberg würden nur acht bis zwölf Insassen diese Voraussetzungen erfüllen, wie Direktor Egger sagt. Dass es gar nie so weit kommt, will der Berner Oberländer SVP-Grossrat Samuel Krähenbühl mit einer Motion erreichen. Wieder einmal viel Wirbel um eine Minderheit. ○

## Parlament

# Velo-Manie im Bundeshaus

**Der Bund soll neu für Velowege zuständig sein. Das verlangen nicht nur linke Kreise, sondern auch bürgerliche Politiker. Sparen geht anders.**

**V**elofahren ist hip. Jede Schweizer Stadt, die etwas auf sich hält, verwöhnt ihre Velofahrer heute mit Panoramawegen oder Schnellrouten und plant Brücken eigens für Velos. Eine Armada von Verleihrädern soll die Bevölkerung auf die Sättel locken, und mit Velo-Offensiven will man selbst dem Hinterletzten klarmachen, dass Velofahren nicht nur umweltbewusst und billig ist, sondern auch cool. Die Velomanie hat mittlerweile auch das Bundeshaus erfasst. Anlass ist eine Volksinitiative, die die Velowege in der Bundesverfassung verankern will und die der Ständerat in diesen Tagen behandeln wird. Hinter dem Begehren steht eine Gruppierung vorab aus linken Parteien, Umwelt- und Veloverbänden. Wie fast immer, wenn es um einen Staatsausbau geht, sind auch freisinnige Bundesparlamentarier mit von der Partie, so Olivier François (Waadt), Christa Markwalder (Bern) oder der Neu-Nationalrat und ehemalige Tessiner Radrennfahrer Rocco Cattaneo.

Nun sind Fahrradwege eigentlich eine sehr lokale Angelegenheit. Man würde meinen, dass die Kantone und die Gemeinden am besten wissen, wo ein Velostreifen hindurchführen soll und wie breit er zu sein hat. Auch hat der Bund wohl anderes zu tun, als sich um

### Der Bundesrat geht von 1,8 Millionen Franken und 2,5 Vollzeitstellen pro Jahr aus.

Velowege zu kümmern. In Bundesbern sieht man das allerdings anders. Der Bundesrat zeigt sich von der Stossrichtung der Initiative derart angetan, dass er ihr einen direkten Gegenentwurf gegenübergestellt hat. Der geplante Verfassungsartikel ist ein bisschen zurückhaltender formuliert als die Initiative, nimmt aber ihr Kernanliegen auf. Es würde denn auch nicht überraschen, wenn die Initianten ihr Begehren am Schluss zurückzögen.

Konkret schlägt die Landesregierung vor, dass der Bund, wie er es heute schon bei den Fuss- und Wanderwegen tut, neu auch für Velowegnetze Grundsätze festlegt, dass er Kantone und private Velo-Organisationen unterstützen und die Bevölkerung mit Informationen zum Velo

beliefern darf. Man werde hier zurückhaltend ans Werk gehen, versichert der Bundesrat. Wenn man allerdings hört, wo laut Velolobby überall Handlungsbedarf besteht – in den Städten sind letzte Lücken im Netz zu schliessen, in der Agglomeration Routen für Velopendler zu schaffen, in den Bergen Mountainbike-Strecken zu bauen –, kann man annehmen, dass der Bundesverwaltung die Arbeit nicht so schnell ausge-



Zeichen der Zeit.

hen wird. Wie hoch die Kosten der neuen Bundesaufgabe sein werden, ist offen. Der Bundesrat geht von 1,8 Millionen Franken und 2,5 Vollzeitstellen pro Jahr aus; ob das reicht, wird sich indes erst bei der konkreten Umsetzung zeigen.

#### Die Topografie lässt sich nicht glätten

In der Vernehmlassung zum geplanten Velo-Verfassungsartikel regte sich noch einiger Widerstand. FDP und SVP lehnten das Vorhaben rundweg ab. Es gebe bereits genügend kantonale oder kommunale Initiativen für den Veloverkehr, sagte die FDP. Wenn in der Schweiz vergleichsweise wenig Velo gefahren werde, liege dies an der Topografie des Landes, und diese lasse sich auch mit millionenteuren PR-Kampagnen nicht glätten, so die SVP. Bei den eigenen Parlamentariern sind diese Erkenntnisse offenbar nicht angekommen. Die Verkehrskommission des Ständerats, der neben vier Sozialdemokraten vier CVP-Mitglieder, vier Freisinnige und ein SVP-Mann angehören, unterstützt die Vorlage einstimmig. Offenkundig sehen die bürgerlichen Ratsvertreter keinen Widerspruch darin, in Sonntagspredigten gegen den aufgeblähten Staatsapparat zu wettern und gleichzeitig Bundesmillionen für Velowege auszugeben.

Katharina Fontana



# Der Gelehrte und der ewige Krieg

Wenn Gilles Kepel die Terrorgefahr in Europa herabstuft, lohnt es sich, hinzuhören. Der führende Islamwissenschaftler Frankreichs berät Präsident Macron. In seinem letzten Buch hatte er noch vor einem Bürgerkrieg gewarnt. Wie sicher ist die Lage heute? *Von Urs Gehriger*



«Als wäre ich neugeboren»: Dschihad-Forscher Kepel, 62.

An diesem grauen Novembertag ging Professor Kepel zum Billettschalter, kaufte sich eine Fahrkarte und fuhr im Tram quer durch Zürich. Das überfüllte Tram stockte im Stossverkehr, aber dem Professor machte das nichts aus. Er sass vernünftig auf seinem Sitz und genoss die Fahrt.

Es war das erste Mal seit anderthalb Jahren, dass sich Gilles Kepel, 62, der zu Frankreichs führenden Gelehrten gehört, frei bewegen konnte. Frei – das heisst ohne Leibwächter, die man ihm rund um die Uhr zur Seite stellte, nachdem ihn der Islamische Staat (IS) auf die Todesliste gesetzt hatte. «Wunderbar», sagte der Professor nach seiner ersten Fahrt. «Es ist, als wäre ich neugeboren.»

Inzwischen ist es dunkel geworden über dem Zürichsee. Am General-Guisan-Quai spricht

Kepel gleich auf Einladung der französisch-schweizerischen Handelskammer über sein Spezialgebiet, den «islamischen Terror».

## Macron, wer sonst?

«Der IS ist militärisch geschlagen, Mosul und seine Hauptstadt Raqqa sind gefallen», dadurch habe die Terrorgefahr für Europa stark abgenommen, erklärt er der *Weltwoche*. Das sei auch der Grund für den Abzug seiner Leibwache. Seit Herbst 2016 habe es in Frankreich kein Attentat mehr gegeben. Jetzt seien die Terroristen mit sich selbst und ihrem Überleben beschäftigt.

Noch vor wenigen Tagen war Kepel mit Frankreichs Präsident Emmanuel Macron im Nahen Osten unterwegs gewesen. Zuerst hatten sie in Abu Dhabi eine Zweigstelle des Louv-

re eröffnet, dann ging es weiter nach Riad, wo Macron den Feuerlöscher spielte. Und dies gleich zweimal. Zuerst in der Krise zwischen dem sunnitischen Saudi-Arabien und dem schiitischen Iran, die sich um die Vorherrschaft in der Region streiten. Dann im Fall von Saad Hariri, dem libanesischen Ministerpräsidenten, der auf kuriose Weise nach Riad geflüchtet war und dort aus schleierhaften Gründen demissionierte. (Inzwischen ist er wieder zu Hause und zurück im Amt.) Nichts weniger als «einen dauerhaften Frieden» wolle er schaffen, und zwar in der ganzen Region, verkündete Macron beim Empfang durch Kronprinz Mohammed bin Salman.

Kepel spielt bei dieser Herkules-Mission eine Mischung aus Beraterknappe und wissenschaft-

lichem Svengali. Die Region befinde sich in einem fortgeschrittenen Gärungsprozess, so der Franzose. Man stehe vor ganz neuen und gewaltigen Herausforderungen. Der Rückgang des Ölpreises sorge für Spannungen. Ausserdem sei die einstige Ordnungsmacht USA «komplett unberechenbar» geworden. Trump könne am Morgen einen Tweet absetzen, Aussenminister Tillerson am Mittag das Gegenteil sagen und Verteidigungsminister Mattis abends eine völlig neue Version vertreten.

Somit stelle sich die Frage nach einer neuen Rolle Europas im Nahen Osten, schliesslich seien die Europäer – Stichworte Migration und Terror – direkt von der Lage dort abhängig. Wer in der gegenwärtigen Situation, in der Grossbritannien um den Brexit ringe und Deutschland sich um eine neue Regierung zanke, die Führungsrolle übernehmen könnte, erachtet Kepel als fast müssige, da überflüssige Frage. «Macron natürlich.» Wer sonst?

### «Verbale Aufrüstung»

Kepel und Macron, der Professor und der Präsident, haben bereits im Wahlkampf zueinandergefunden. Kepel war es, der Macron im letzten TV-Duell mit Le Pen die *punch line* lieferte. «Ich war gerade in Saudi-Arabien auf Forschungsreise und sagte ihm am Telefon: «Sie wird versuchen, dich als Weichei darzustellen», dann gab ich ihm ein paar Tipps.»

Beim Auftakt des Showdowns gab sich Le Pen siegessicher. Dann drehte der Newcomer auf. Die Dschihadisten würden Frankreich in eine Falle locken, sagte er, «Monsieur Kepel, einen renommierten Universitätsprofessor», zitierend. «Der grösste Wunsch der Terroristen ist es, dass Madame Le Pen die Macht in Frankreich übernimmt. Der grösste Wunsch? Warum? Weil sie [die Terroristen] sich nach der Radikalisierung, der Spaltung, dem Bürgerkrieg sehnen, die Sie, Madame Le Pen, diesem Land bringen.»

Vier Tage später war Macron Präsident.

Kepel ist als Autorität weit über die Landesgrenzen hinaus anerkannt. Er spricht fließend Arabisch, lebte mehrere Jahre im Nahen Osten und gilt als Europas führender Dschihad-Forscher. Dem Sieg Macrons misst Kepel hohe Bedeutung bei. «Macron hat die extreme Rechte geschlagen.» Während im deutschen Bundestag 92 Abgeordnete der rechten Alternative für Deutschland (AfD) sassen, sei «der Front daran, sich selbst zu zerstören». Doch auch die Gefahr eines Bürgerkriegs, den die Fundamentalisten aus den Banlieues in die Gesellschaft tragen wollten, sei vorerst gebannt. «Die Wahl Macrons hat diesen Prozess gestoppt.»

Kepel gehört zu jenen Intellektuellen, die in sich ruhend, ohne Skript dozieren. Anscheinend von einem inneren Sprechmotor angetrieben, verwebt er Namen, Daten und Ereignisse fugenlos zu einem grossen Bogen und entlässt am Schluss das Publikum mit einem intellektuellen Sättigungsgefühl aus dem Saal.

Im Zwiegespräch jedoch bleiben Fragen offen. Was macht Macron so brillant? Was ist mit den Ängsten, die Millionen Franzosen zur Stimmabgabe für Le Pen und den Front national bewegen? Ist die Terrorgefahr tatsächlich geschrumpft, bloss weil der IS sein Territorium verloren hat?

Kepel hat es eilig, er ist auf dem Sprung nach Bern, wo er im Departement des Äusseren vortritt und sich mit dem französischen Botschafter trifft. Doch tags darauf werde er in Lugano auftreten. Dort biete sich Gelegenheit, die offenen Fragen vertieft einzugehen.

Wer Kepel von seinen unzähligen Fernsehauftritten kennt, den mag überraschen, dass der IS zu seiner Ermordung aufgerufen hat. Keps Naturell ist von solider Unaufgeregtheit. Sein rundes Gesicht mit dem milden Lächeln und den mandelförmigen Augen erinnert an das eines Buddhas. Doch 2015 änderten sich Ton und Thesen des Gelehrten. Im Zuge der Anschläge auf die Redaktion des *Charlie Hebdo* und im «Bataclan» verschärfte sich Keps Ausdrucksweise. Im November 2016 veröffentlichte er ein Buch mit dem Titel «Der Bruch – Frankreichs gespaltene Gesellschaft». In Frankreich herrschten «zunehmend bürgerkriegsähnliche Zustände», schrieb er. Er sprach vom «islamo-gauchisme» und warf der Linken vor, den Extremisten in die Hände zu spielen und sich so zu deren Komplizen zu machen.

Journalisten und Politiker waren irritiert. Sie konstatierten eine «verbale Aufrüstung» und einen «alarmistischen» Stil bei einem Mann, «der sich über die Jahre als äusserst nüchterner Analytiker» erwiesen habe. Hatte der besonnene Professor die Contenance verloren? Die Linke war überzeugt davon. Sie fand in Olivier Roy ihren Wortführer. Der Professor am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz attackierte Kepel: Man solle nicht einfach die Islamisten an den Pranger stellen, sondern sich die eigene Gesellschaft, in der die Hälfte der muslimischen Jugend in den Banlieues ohne Aussicht auf Arbeit vor sich hin dümpelt.

Bald entbrannte eine hitzige Debatte, bei der es im Kern um die Frage ging: Ist der Terrorismus religiös oder sozial bedingt?

Die jungen Terroristen hätten meist nur rudimentäre Kenntnisse auf dem Gebiet des Korans oder der islamischen Geschichte, argumentierte Roy. Sie würden saufen, rauchen, huren, bis einige von ihnen schliesslich Halt bei einem Fanatiker fänden, der ihnen vorgaukelte,

der Sinn des Lebens bestehe im Martyrium und im Kampf gegen die Ungläubigen.

### Saufen, rauchen, huren

«Zu kurz gegriffen», gab Kepel zurück. Vielmehr wolle ein Grossteil der französischen, linksorientierten Intelligenzja den Ernst der islamistischen Gefahr nicht begreifen, der Frankreich ausgesetzt sei: Diese gehe nicht bloss von ausländischen Terroristen, sondern vor allem von salafistischen Provokateuren aus.

Kepel verwies auf seine Forschungen über die Banlieues, wo er beunruhigende Veränderungen festgestellt hatte. 1986, als er sein Buch «Les banlieues de l'islam» verfasste, habe es noch keine Spur von Salafismus in Frankreich gegeben. Der habe während des Golfkriegs 1990 mit saudischer Hilfe Einzug gehalten. Seit 2005 seien die Fanatiker, die den Koran möglichst «originalgetreu» auslegten, in allen Elendsvierteln Frankreichs präsent und erst recht im frankofonen Teil des Internets.

Kepel ist ein brillanter Beobachter. Mit seinem Laserblick in das soziale Räderwerk liegt er oft richtig. Wagt er indessen eine Prognose, kann er frappant über das Ziel hinauschiessen. Im Dezember 2003 sagte er mir in einem langen Gespräch: «Die islamistische Bewegung ist dem Tod geweiht, ihr blutiger Terror ist bloss ein Schwanengesang.» Die Anschläge vom elften September waren für ihn kein Grund, seinen Befund zu revidieren. «Ich bleibe bei meiner Analyse», sagte er damals in seinem Büro in Paris. «Die apokalyptische Attacke auf das World Trade Center sollte den Niedergang stoppen, stattdessen beschleunigte sie ihn.»

Ein flüchtiger Blick auf die seither verstrichenen Jahre und die Tausenden Toten, viele von ihnen in europäischen Städten, zeigt, wie aktiv die «todgeweihte islamistische Bewegung» geblieben ist. Der heilige Krieg ist zu einem ewigen Krieg geworden.

An der Universität der italienischen Schweiz in Lugano erklärt Kepel am Abend darauf, wie es zu diesem Krieg gekommen ist. In zehn Vorlesungen schlägt der Franzose den Bogen vom arabischen Nationalismus der 1950er Jahre bis zum Kalifat des IS und zum Dschihad im Westen. Im Jahr 2005 habe nach dem Afghanistan-Krieg und dem al-Qaida-Terror die dritte Phase des Dschihad begonnen, die den Tod nach Europa gebracht habe.

Zur dritten Dschihad-Generation gehört auch Keps Häscher, Rachid Kassim. Ein



IS-Terrorist Rachid Kassim.

«Er hat mich dreimal zum Tod verurteilt. Im Februar traf ihn eine US-Drohne.»





«Den Sumpf austrocknen»: Präsident Macron (l.), Kepel.

Dritte Phase des Dschihad: Patrouille beim Louvre in Paris.

dicklicher Hüne mit irren Augen aus dem Städtchen Roanne, Sohn algerischer Einwanderer, der nach einer kläglich gescheiterten Rapper-Karriere nach Syrien zog, sich dem IS anschloss und vor laufender Kamera Köpfe absäbelte. «Rachid Kassim hat mich dreimal zum Tod verurteilt», sagt Kepel. Im Februar traf ihn eine amerikanische Drohne. «Ich bin wohl der grösste Trump-Fan in Frankreich», scherzt Kepel, der in Wirklichkeit keinen Hehl aus seiner Ablehnung des US-Präsidenten macht.

#### «Dummköpfe» am Werk

Zwar operiere der IS nicht wie al-Qaida hierarchisch, dennoch hätten die IS-Kämpfer ihr Vorgehen bei Anschlägen im Westen oft koordiniert. Kassim sei ein Beispiel dafür. Er habe sich vom Schlachtfeld im Nahen Osten aus via den Instant-Messaging-Dienst Telegram auf die Rekrutierung von jungen Franzosen spezialisiert. Auch jene drei Teenager-Mädchen, die einen Autobombenanschlag in der Nähe der Pariser Notre-Dame verüben wollten, habe Kassim zur Tat angestiftet. Allerdings habe den Attentäterinnen das Know-how gefehlt. «Sie wollten eine Gasflasche mit Leintüchern zur Explosion bringen. Statt mit Benzin tränkten sie das Laken mit Diesel, der sich nicht entzündete.» Auch beim Anschlag auf das Pariser Fussballstadion im November 2015 seien «echte Dummköpfe» am Werk gewesen. Sie hätten vergessen, ein Ticket zu kaufen. «Schliesslich schwitzten sie derart, dass ihre Sprenggürtel zu früh detonierten und relativ geringen Schaden anrichteten.»

Ist es nicht leichtfertig, sich auf die «Dummheit» der Attentäter zu verlassen? Im «Bataclan» starben über hundert Menschen. Und was ist mit den Dschihad-Reisenden aus Frankreich? 1700 sind nach Syrien und Irak aufgebrochen; wer überlebt hat, überlegt sich nun wohl, in die Heimat zurückzukehren.

«Zurzeit sind sie mehrheitlich in Nordwestsyrien konzentriert und mehr oder weniger unter Kontrolle», sagt Kepel über die Terrornomaden. Zwischen der Türkei und Frankreich gebe es ein Abkommen: «Wenn sie einen Bärtigen mit französischem Akzent anhalten, wird er sofort verhaftet.» Ein besonderes Problem stellen die Dschihad-Bräute dar. Mehrere hundert seien den Kämpfern in den Krieg gefolgt. «Wir haben Französinen aufgegriffen, die drei Jahre in Syrien waren und vier Kinder hatten von vier verschiedenen Dschihadisten», so Kepel. Der IS habe sie wie «Gebärmaschinen» gehalten. Etliche wollen wieder nach Hause. Doch in Frankreich formiert sich Widerstand. Sie seien Komplizinnen der IS-Kämpfer und würden die nächste Generation indoktrinieren, wird befürchtet.

Die Rolle der Frau in islamistischen Kreisen ist ein wenig beleuchtetes Phänomen. Während der letzten Jahre hat Kepel in den islamischen Ballungszentren Frankreichs das Entstehen eines «sehr starken Feminismus» beobachtet. Er sei «extrem antiweiss und antichristlich» und lehne die Werte der europäischen Gesellschaft ab. «Die Zahl der verschleierten Frauen in diesen Kreisen ist absolut beeindruckend.» Sie trügen ihre Verhüllung nicht aus Zwang, sondern mit Stolz, als Zeichen der Ehre und Freiheit in einer übersexualisierten Welt.

Das alles klingt nicht nach Entschärfung. «Für den Moment ist die Terrorgefahr eingedämmt», insistiert Kepel, sagt dann aber: «Dennoch existiert die Ideologie noch immer.» Er habe Macron empfohlen, den Feind, den Salafismus, beim Namen zu nennen. Etwas, was Vorgänger Hollande – ähnlich wie Obama in den USA – stets vermieden hatte. Damit wäre aber ein wichtiger Schritt getan. Nun gelte es, die Ursachen zu bekämpfen. Mit der Änderung des Arbeitsgesetzes schicke sich Macron an, den «Sumpf auszutrocknen», in dem die Salafisten ihre zerstörerische

Ideologie ausbreiteten. Nach dem neuen Gesetz sollen Entlassungen und Neuanstellungen einfacher umzusetzen sein, wodurch die arbeitslose Jugend in den Banlieues – ihr Anteil beträgt 45 Prozent – einfacher einen Job finden soll. Das

#### In Frankreich entsteht ein neuer Feminismus. «Er ist extrem antiwestlich und antichristlich.»

Gesetz sei besonders bei den Gewerkschaften sehr unpopulär, doch Macron sei «der erste Präsident, der tut, was er angekündigt hat».

Kepel gibt sich politischer denn je. Doch auch er kann die Zweifel nicht wegreden, dass ein dynamischer Präsident Jahrzehnte misslungener Integration mit ein paar Massnahmen aus der Welt schaffen kann. Dazu kommen Länder wie Deutschland oder Schweden, die eine unkontrollierte Massenzuwanderung geduldet haben, deren Folgen nicht absehbar sind. In Grossbritannien warnt der Chef des MI5, Terroraktivitäten nähmen in Tempo und Zahl zu wie nie in den letzten dreissig Jahren. Und auf dem Sinai ruft der Anschlag auf eine Moschee vom Wochenende mit über 300 Toten in Erinnerung, dass sich der IS längst nicht geschlagen gibt.

Der Krieg geht weiter. Professor Kepel wird im nächsten Buch überzeugend erklären, wie es dazu gekommen ist.

Gilles Kepel, 62, zählt zu den führenden Dschihad-Experten Europas. Der Soziologe hat einen Lehrstuhl am Institut d'études politiques de Paris und unterrichtet derzeit an der Universität der italienischen Schweiz in Lugano, wo er als Direktor der Middle East Mediterranean Freethinking Platform bis Mai 2018 insgesamt zehn Vorlesungen hält und den Summer Summit 2018 leitet ([www.usi.ch/mem](http://www.usi.ch/mem)). Für junge Menschen aus dem Mittelmeerraum soll die Möglichkeit geschaffen werden, trotz Krieg und Unterdrückung ihre sozialen Netzwerke untereinander und nach Europa auszubauen.

# «Migrationsdruck ist nicht weg»

Österreichs Innenminister Wolfgang Sobotka fährt in der Flüchtlingsfrage einen harten Kurs. Er meint, dass es für eine Entwarnung zu früh sei.

Von Wolfgang Koydl

Musiker findet man selten in der Politik, und ein Cellist im harten Job eines Innenministers erscheint noch erstaunlicher. Doch der studierte Musikpädagoge und Dirigent Wolfgang Sobotka hat sich in diesem Amt rasch einen Namen gemacht: Der bürgerliche Politiker bekämpft die illegale Zuwanderung und hat bisher Terroranschläge auf österreichischem Boden verhindert. Auch in der voraussichtlich künftigen Regierung unter einem Kanzler Sebastian Kurz dürfte er eine tragende Rolle spielen.

**Aussenminister Sebastian Kurz hat Ihre Partei, die ÖVP, ziemlich umgemodelt und auf seine eigene Person zugeschnitten. Wie viel alte Volkspartei steckt in der Version 2.0?**

Sebastian Kurz hat die Partei geöffnet. So ist eine Bewegung entstanden. In den Koalitionsverhandlungen können wir jetzt zeigen, dass wir viel breiter aufgestellt sind. Früher haben fünfzehn Personen diese Verhandlungen geführt, heute sind es 75 in diversen Untergruppen. Jeder einzelne bringt seine Erfahrungen aus unterschiedlichen Bereichen ein, um unser Land zum Besseren zu verändern.

**Auch personell breiter aufgestellt? Es gibt ja Parallelen zu Macron in Frankreich oder dem deutschen FDP-Chef Lindner: Ein Mann, eine Bewegung, und sonst kaum jemand.**

Man kann Macron nicht mit Kurz vergleichen, denn Kurz steht auf dem Fundament der ÖVP. Der Prozess der Öffnung und Erweiterung ist sicher noch nicht zu Ende. Es ist ein sehr partizipativer Prozess, bis hinunter auf die Gemeindeebene. Da gibt es längst nicht mehr die rein auf die Partei abgegrenzten Zirkel, sondern eine aktive Mitwirkung der Bevölkerung. Das hat Kurz auf die Bundesebene übertragen.

**Als Innenminister sind Sie für die Migrationsproblematik zuständig. Hier scheint der Druck ja weg zu sein?**

Der Druck ist keinesfalls weg. Wir haben nach wie vor Aufgriffe aus Italien, Ungarn, der Slowakei, auch aus Deutschland. Wir sind nach wie vor massiv gefordert. Wir haben ein neues Fremdenrechtspaket beschlossen. Das ermöglicht es uns, auch



Brückenkopf: Innenminister Sobotka (ÖVP).

Menschen ohne Bleiberecht wirkungsvoll zur Ausreise zu bewegen – bis hin zur Beugehaft, wenn sie nicht am Prozess mitwirken wollen. Wir haben dieses Jahr bereits knapp 10 000 Personen mit negativem Asylbescheid ausser Landes gebracht.

**Aber alleine kann Österreich das Problem nicht lösen?**

Richtig, daher wird es für uns notwendig sein, dass die Europäische Union die Aus-sengrenzen wirksam schützt und dass wir klar sagen: «Die Registrierung muss ausserhalb Europas erfolgen.»

**Wie und, vor allem, wo soll das geschehen?**

Wir haben entsprechende Vorschläge gemacht, die wir auf europäischer Ebene diskutieren. Das heisst, dass auch Leute, die auf der Strecke aufgegriffen werden, wieder in ihre Herkunftsländer zurückgebracht werden. Dort wollen wir eine Vorauswahl für jene treffen, die wir über Resettlement nach Österreich bringen wollen – in bestimmten Kontingenten. Wir wollen keine von Schleppern getriebene Migration. Das ist ein menschenverachtendes Milliardengeschäft, das wir zutiefst ablehnen. Das wurde von Aus-

senminister Sebastian Kurz bereits im vergangenen März kritisiert, aber erst heute wird es auch von grossen EU-Mitgliedern wie Deutschland und Frankreich akzeptiert. Klar ist aber, dass vor allem ein wirksamer Schutz der EU-Aus-sengrenzen sichergestellt werden muss.

**In der Schweiz zuckt man jedesmal zusammen, wenn Österreich überlegt, den Brenner zu schliessen.**

Dank der trilateralen Streifen von Italien, Österreich und Deutschland in den Zügen haben wir das Problem der illegalen Zuwanderung über Italien im Griff. Die Aufgriffe und die Asylgesuche sind zurückgegangen. Aber wir schauen sehr genau auf die Zahlen und darauf, ob Italien seine Verpflichtungen erfüllt. Bisher ist das der Fall, und wir arbeiten auf allen Ebenen sehr gut zusammen.

**Man sieht eine Wiedergeburt von Österreich-Ungarn, mit der Vise-grád-Gruppe aus Ungarn, Polen, Tschechien und der Slowakei. Könnte man diese Gruppe um Österreich erweitern?**

Wir sind Europäer, und wir bemühen uns im Rahmen des Salzburg-Forums, die noch nicht der EU angehörenden

Balkanstaaten näher an die Union heranzuführen. Hier haben wir eine historische, traditionelle, aber auch kulturelle Verantwortung. Wir wollen weder ein Bündnis im Bündnis haben noch sonst irgendwelche Untergliederungen.

**Aber man kann doch gemeinsam gemeinsame Interessen in Brüssel vertreten?**

Mit dem Salzburg-Forum – also praktisch allen Staaten Mitteleuropas und des Balkans – handeln wir auch im Auftrag und im Interesse der Europäischen Union. Österreich ist in diesen Ländern zudem ein wichtiger Investor und essenzieller Wirtschaftspartner. Wenn wir diese Länder an die Union heranführen wollen, ist Österreich als Brückenkopf eine gute Basis.

**Will denn der österreichische Stimmbürger, dass die Balkanstaaten in die EU kommen?**

Es geht nicht primär um die Erweiterung, sondern darum, die Grundlagen in diesen Ländern zu verbessern. Das will auch der österreichische Staatsbürger. Er will, dass diese Länder so strukturiert sind, dass die Leute dortbleiben können. ○





Alle gegen Putin.

# So viel Blödsinn

Einst bewunderten die Russen die amerikanischen Medien. Nach der Flut antirussischer Fake News haben sie nur noch Verachtung für die Kollegen im Westen übrig.

Von Oleg Kaschin

Die westliche Presse hat über die «Paradise Papers» erfahren, dass der dem Kreml nahestehende Geschäftsmann Juri Milner Aktien von Facebook und Twitter gekauft habe (natürlich mit weitreichenden politischen Zielen). Noch vor fünf Jahren wäre diese Geschichte in Russland eine Sensation gewesen. Zumindest hätten wir ernsthaft darüber debattiert, so wie wir damals den Kauf des amerikanischen Weblogs *Live Journal* durch den kremlnahen Banker Alexander Mamut diskutierten.

Denn heute steht die politische Bedeutung dieses Deals ausser Frage: Unter Mamuts Einfluss hörte *Live Journal* auf, ein Raum für freie Meinungen zu sein. Er ist zu einem – kleineren – Bestandteil von Mamuts Kreml-loyalem Medienreich geworden. Die Einzigen, die sich damals sorgten, dass der Kreml die Blogosphäre unter seine Kontrolle bringen könnte, waren Russlands alarmistische Ultraoppositionelle. Heute weiss man, dass sie recht hatten. Wären also schon vor fünf Jahren Informationen in der westlichen Presse darüber aufgetaucht, dass der Kreml versuche, soziale Netzwerke zu kaufen, dann hätte man diese Berichte zumindest ernst genommen.

Heute ist das nicht mehr möglich.

Nicht, weil es äusserst schwierig wäre, Juri Milner als einen Geschäftsmann zu bezeichnen, der «dem Kreml nahesteht». Der Mann steht seit vielen Jahren in der Öffentlichkeit, und nicht einmal die radikalsten Verschwö-

rungstheoretiker und Schnüffler in den geheimen Taschen hoher russischer Amtsträger haben eine Verbindung Milners zum Kreml nachweisen können. Auch nicht, weil ein Darlehen der kremlnahen VTB Bank oder das Wort Gazprom im Namen von Alischer Usmanows Firma Gazprom Investholding im Zusammenhang mit dem umstrittenen Aktienkauf nicht im Geringsten einen Beweis für irgendwelche politische Machenschaften darstellt.

## Verantwortungslosigkeit der Eliten

Zudem nicht, weil von 2009 bis 2011, als Milner die Aktien kaufte, Dmitri Medwedew im Kreml regierte – also der Mann, der nicht nur vom «Reset» mit den Vereinigten Staaten fasziniert war, sondern auch von allen möglichen modernen Trends einschliesslich verschiedener Gadgets und eben der sozialen Medien. Damals war es nicht der Kreml, der Twitter und Facebook beeinflusste. Es war umgekehrt: Diese sozialen Medien beeinflussten Russlands jungen Präsidenten, der ihnen verfallen war wie ein aufgeregter Teenager und nicht wie ein Dr. Evil.

Und schliesslich kann man die Berichte auch deshalb nicht ernst nehmen, weil Investitionen russischer Geschäftsleute in westliche Firmen eben nicht Teil einer Expansionspolitik des Kremls sind. Im Gegenteil: Die Reichen wollten immer dort investieren, wo ihnen der Kreml nicht in die Tasche fassen konnte. Seit Beginn des Jahrtausends hat praktisch jeder russische

Amtsträger – und besonders lautstark Wladimir Putin – die Verantwortungslosigkeit der Eliten und deren Widerwillen beschimpft, ihr Geld in Russland anzulegen.

Das ist natürlich alles wichtig, aber nicht der wesentliche Grund, weshalb man die Vorwürfe an Milners Adresse heute nicht ernst nehmen kann. Es ist schwierig, darüber zu reden, ohne in dieselbe Rhetorik zu verfallen, mit der Leute wie Margarita Simonjan, die Chefredaktorin des Propagandasenders RT (ehemals Russia Today), ihre Karriere gemacht haben. Denn wir haben in Russland allzu oft das Mantra wiederholt, dass westliche Mainstream-Medien meist falschlügen. Bei diesem Thema ist es schwierig, die richtigen Worte zu finden, ohne zum unfreiwilligen Komplizen russischer Propagandisten zu werden.

Problematisch an den Unterstellungen gegen Milner sind ihre Urheber. Denn jene Publikationen und Personen, die nun schreiben, dass der Kreml durch ihn handelte, haben schon früher unter Beweis gestellt, dass alles, was sie über Russland veröffentlichten, im Grunde genommen, ein Haufen Schrott war. Das Image, das die westlichen und vor allem die amerikanischen Medien in den vergangenen anderthalb Jahren von Putins Russland geschaffen haben, schockiert sogar den Putin-kritischsten Leser in Russland.

Vielleicht würden all diese Geschichten, für sich genommen, nicht solche Reaktionen aus-

lösen. Aber das Bild sieht anders aus, wenn man sich die Berichterstattung als Ganzes ansieht: Da ist die «Machtfrau» Natalia Weselnizkaja aus der Moskauer Vorstadt, die die Rolle der Agentin Putins in Trumps Wahlkampf spielte. Da sind die Erzählungen des Doktor Rodtschenko über Teströhrchen mit gedoptem Urin. Da ist der Sänger Emin Agalarow, der in Diensten des Kremels trällere. Und da sind russische Anzeigen in sozialen Medien, die Kopeken kosteten im Vergleich zu den Millionen Dollar der Kampagnen von Clinton und Trump – und dennoch US-Wähler beeinflusst haben sollen. Es gibt viele solche Geschichten, und in diesem Kontext wurden die Behauptungen, dass Milner im Auftrag des Kremels handelte, gleichsam von selbst zu einem Witz. Wo es nichts mehr zurückzuweisen oder zurechtzurücken gibt, kann man als Russe nur noch lachen.

### Ruinen der sowjetischen Propaganda

Aber wir sollten lieber weinen. Denn was sich wirklich abspielt, ist eine Tragödie. Sie hat nichts zu tun mit Juri Milner, den Stars westlicher Investigativ-Recherche oder mit Amerikas innenpolitischen Streit, der uns genau genommen gar nichts angeht. Worum es wirklich geht, ist dies: Im Vergleich zu den Vereinigten Staaten ist Russland ein rückständiges, kleines und junges Land. Unsere politische Kultur ist keine dreissig Jahre alt, und was wir haben, ist das, was in Jahren autoritärer Herrschaft niedergetrampelt worden ist.

Dasselbe gilt für unsere Medienkultur, die auf den Ruinen der sowjetischen Propaganda entstand. Sie hat so viele Veränderungen und äussere Eingriffe erlitten, dass es keine höflichen Worte gibt, um ihren gegenwärtigen Zustand zu beschreiben. Es ist noch nicht einmal eine Krise, in der sich die Medien befinden, sondern etwas Schlimmeres. Und irgendwann einmal wird sich jemand mit den Konsequenzen auseinandersetzen müssen.

Auch wenn man nicht regelmässig CNN schaute oder die *New York Times* las, so waren diese Medien doch ständig in Gedanken präsent – als entweder erreichbarer oder unerreichbarer journalistischer Goldstandard für Professionalität, Verantwortung und Einfluss. Jedes Mal, wenn ein russischer Fernsehsender oder eine kremltreue Zeitung einen neuen Tiefstand erreichte, sagten unabhängige Denker, dass sich die westlichen Mediengiganten niemals solche Fehler erlauben würden. Während der gesamten Geschichte des postsowjetischen Journalismus war es ein entscheidender Faktor, dass man an CNN glaubte wie an ein himmlisches Sternbild. Das war das Vorbild, dem man entweder nacheiferte oder von dem man sich bewusst abwandte.



Oligarch Milner.

### Juri Milner ist ein Beispiel für die tendenziöse Berichterstattung der US-Medien.

Es gibt ein naives, völlig falsches Bild, gemäss dem Menschen, die für Propagandaorgane arbeiten, verbitterte Zyniker seien, die Schwarz für Weiss erklärten, damit sie ihren Immobilienkredit abzahlen könnten. Wenn man einmal mit diesen Leuten geredet hat, erkennt man, dass ihr Zynismus eine andere Triebfeder hat. Nicht: «Ich lüge wegen meines Kredits.» Sondern: «Ich sage, was den Interessen des Staates dient, weil das überall so funktioniert – wir dienen Russland, CNN dient den USA, und die BBC ist sowieso eine staatliche Organisation.»

Russen, die für unabhängige Medien arbeiteten, lachten über solches Gerede. Aber die Zeit hat gezeigt, dass jene recht hatten, die immer schon sagten: «So machen es alle.» Denn in den letzten achtzehn Monaten hat uns die westliche Presse mit ihren Topstandards zu viele ungeheuerliche Geschichten präsentiert, als dass man diese noch ignorieren könnte. Als ein russischer TV-Sender eine Geschichte über die angebliche öffentliche Kreuzigung eines dreijährigen Knaben durch ukrainische Soldaten ausstrahlte, da wusste wenigstens jeder von Anfang an, dass es sich um puren Unsinn handelte. Niemand glaubte es.

Auch die wilden Verschwörungstheorien, die von westlichen Medien in Umlauf gebracht werden, erkennen die Russen als Blödsinn. Aber egal, wie viele Russen nicht mehr an sie glauben – es hat keinen Einfluss auf die unangreifbare Reputation dieser Zeitungen und Sender. Wir haben ja auch wirklich kein Recht, die westlichen Nachrichtengiganten zu kritisieren. Wir

sind zu klein, zu provinziell, zu rückständig, um die Karte des Himmels mit den Sternbildern zu korrigieren. Aber vielleicht ist es ja an der Zeit, die ganze Karte zum Fake zu erklären und zu akzeptieren, dass niemand wirklich weiss, was zum Teufel sich am Himmel abspielt.

Die westliche Presse hat so viele unrichtige, übertriebene, wissentlich unwahre Dinge über Russland geschrieben, dass ein russischer Leser, der das glaubt, ein sehr naiver Mensch oder ein zynischer Heuchler sein muss. Bislang traf diese Charakterisierung hauptsächlich auf die Zuschauer des russischen Staatsfernsehens zu. Heute gilt sie auch für jene, die in westlichen Medien nach der Wahrheit über Russland suchen.



Oleg Kaschin ist der bekannteste investigative Journalist Russlands. Vor sieben Jahren wurde der Kreml-Kritiker bei einem Angriff lebensgefährlich verletzt. Sein Beitrag erschien zuerst im russischen Blog *Republic*.



### Inside Washington

## «Wie ein Engel»

### Clinton steht im Regen. Trump hält sein Pulver trocken. Und First Lady Melania glitzert.

John McCain, streitbarer Senator und Präsidentschaftskandidat 2008, richtet harte Worte an Hillary Clinton: «Worum zur Hölle geht es? Warum kämpfen Sie weiter?» Der schwerkranke Vietnam-Veteran, 81, sagte dem *Esquire-Magazin*: «Die Geschichte wird über sie richten.» Gleichzeitig nannte er den Grund, warum Clinton ein Jahr nach ihrer Niederlage noch täglich in den Schlagzeilen ist: «Sie hat nichts zu tun.»

Derweil gab Präsident Trump bekannt, er werde nicht nach Alabama reisen, um für den Senatskandidaten Roy Moore, der von neun Frauen wegen sexueller Belästigung beschuldigt wird, eine Bresche zu schlagen. Gemäss Umfragen muss Moore im erzkonservativen Bundesstaat am 12. Dezember um den Sieg zittern. Vor Abflug in die Thanksgiving-Ferien hatte Trump der Presse im Helikopterlärm zugerufen: «Moore streitet alle Anschuldigungen ab, ihr solltet auch auf ihn hören.» Weiteres politisches Pulver mag der Präsident in diesem delikaten Fall offenbar nicht verschiessen.

Kampfbereiter zeigt sich Melania Trump. Sie dementiert Berichte, wonach sie um keinen Preis habe First Lady werden wollen. Eine «langjährige Freundin» hatte *Vanity Fair* wissen lassen: «Sie verabscheut diese Rolle wie der Teufel das Weihwasser.» «Unsinn», pariert das Büro der First Lady, linke Kreise im Glamour-Magazin versuchten, mit «falschen Geschichten» Melania herabzuwürdigen, «statt ihre positive Arbeit als fürsorgende Ehefrau und Mutter hervorzuheben».

Dasselbe Magazin spottete über Mrs. Trumps frisch enthüllte Weihnachtsdekoration im Weissen Haus und verglich diese mit einem kitschigen Werbespot der Modelinie J. Crew. Augenzeugen, welche persönlich einen Blick auf den Weihnachtszauber werfen durften, zeigten sich dagegen entzückt. Ein Kind sagte über die in Dior gewandete First Lady: «Sie sieht aus wie ein Engel!» Das Weisse Haus schätzt, dass man im Dezember hundert Empfänge im Glitzerdekor abhalten wird. *Amy Holmes*



---

# Die Inhalte ergeben sich dann schon

---

Christian Lindner macht die deutsche FDP durch Abgrenzung von den anderen Parteien zur Marke. Er kann darauf zählen, dass sich die politischen Inhalte automatisch ergeben.

*Von Roland Tichy*



*Auffällig gut aussehende Damen:* FDP-Chef Lindner.

«Ich darf scheitern.» Vier Mal sieht man diesen Satz auf Christian Lindners Lebenslauf, geschrieben auf eine Wandtafel, wie sie Coaches beim Stuhlkreis verwenden. Der neue Superstar der ältlichen und neben Lindner noch älter wirkenden deutschen Politik hat daraus ein Markenzeichen gemacht, nach dem Motto: «Hinter dem Horizont der Niederlage geht's erst richtig los.» Rambazamba! Er ist als Jungunternehmer mitten in der Krise der New Economy gescheitert; als FDP-Generalsekretär in der schwarz-gelben Koalition von Guido Westerwelle und Merkel; er ist mit der FDP aus dem Bundestag geflogen. Wenigstens er mit ihr und nicht sie mit ihm, denn da war er schon zurückgetreten. Und jetzt: Lindner ist wieder da, und diesmal die FDP mit ihm. Statt Generalsekretär ist er Bundesvorsitzender, er hat mit der FDP Landtage wiedererobert, ist in den Bundestag eingezogen und hat die sich anbahnende Koalition mit Merkels kränkelder CDU, der im freien Fall befindlichen CSU und den frühvergeisterten Grünen zum Scheitern gebracht, noch ehe sie den eingebauten Scheitungsmechanismus innerer Widersprüche ausspielen konnte.

Seither hängt das Odium des Scheiterns an Angela Merkel. Sie muss als Wahlverliererin mit den Sozialdemokraten regieren, die wegen ihres Scheiterns und Stimmenverlustes in der zurückliegenden Koalition mit Merkel eigentlich ein Ruhepäuschen in der Opposition einlegen wollten. Wie auch immer sie und ihre vielen Spindoktoren es drehen und wenden werden: Die neue alte Koalition, die nicht mehr gross ist, sondern auf ein Es-reicht-schon-noch geschrumpft ist, trägt den Ludergeruch notorischer Verlierer und Gestrigkeit in den zerknautschten Anzügen, die am Polglänzen vom ewigen Herumgerutsche auf den wechselnden Stühlen der immer selben Macht.

### «Drei Engel für Lindner»

Lindner kann scheitern – und Neues, das jeweils nächste Grössere, anfangen. Seine Anzüge sitzen. Lindner hat so nicht nur sich, sondern auch der FDP und vielleicht sogar der gelähmten deutschen Politik jede Menge Neuanfänge verordnet. Die vor vier Jahren zerschmetterte FDP wurde buchstäblich neu erfunden. Allerdings nicht mit dicken Antragsbüchern – die Programmatik der FDP ist irgendwas mit Liberalismus; aber Politik hat ja auch eher wenig mit einem akademischen Politikseminar zu tun.

Politik ist, wenn man sie macht, die Inhalte ergeben sich dann schon. Und so hat Lindner die FDP wie einen alten Markenartikel aufgefrischt: mit vielen frischen Gesichtern, darunter auffällig viele auffällig gutaussehende Damen, die sich dann auf einem frühen Plakat auch noch als «Drei Engel für Lindner» inszenierten. Marken vermitteln sich nicht in den immer länger werdenden Listen von Inhaltsstoffen, sondern im Stil, der Distinktion und dem Versprechen.

Marken sind Marken, weil sie einen Standpunkt einnehmen, nicht weil sie mittels langer Hinweise über etwaige Risiken und Nebenwirkungen Schrecken verbreiten. «Marken sind Bündnisse, freiwillige Bündnisse und gerade deshalb von Dauer. Was veranlasst den Einzelnen, solchen Ordnungsangeboten zu folgen? Weil er sich in solchen Körpern seinen Wunsch nach Ungleichheit erfüllen kann – wie denn sonst in Zeiten durchgreifender individualisierter Uniformität», so äussert sich der Markenberater Oliver Errichiello über diese Strategie. Lindner fährt diesen Kurs radikal.

Nachdem er die Jamaika-Verhandlungen hatte platzen lassen, schlugen ihm Kommentatoren Umfragen um die Ohren, laut denen 37 Prozent ihn dafür «verantwortlich» machen würden. Ihnen ist fremd, dass Positionierung eben nicht bedeutet, allen zu gefallen, sondern, durch die klare Abgrenzung Bürger anzuziehen oder genau aus den identischen Gründen abzustossen. «Markenkraft entsteht durch Verdichtung, nie durch Ausdehnung», so Errichiello.

### Gehorsame Winde

Genau aus dieser Abgrenzung entstehen politische Inhalte quasi von selbst; in einem Automatismus der Abgrenzung und damit der Erneuerung oder auch Disruption. Denn während Lindner im Wahlkampf noch eher mit vagen Allgemeinplätzen operierte und sich nur übervorsichtig an die als allgemeingültig behaupteten Leersätze deutscher Zwangskonsenspolitik herantastete, wurden diese vierwöchigen Verhandlungen zu einem «Festival der Markenstärkung», und zwar geradezu notgedrungen.

So verabschiedete sich Lindner an einem der Verhandlungs-Freitage von seinen Gesprächspartnern mit einer tagesaktuellen Statistik, gemäss der weniger als zehn Prozent des an diesem Tag verbrauchten Stroms aus den hochgelobten und noch höher subventionierten deutschen «Erneuerbaren» stammten – von Oktober bis März herrscht in Deutschland «Dunkelflaute», die Kombination von schwächster Sonneneinstrahlung und damit einhergehender Windstille. Deutsche Energiepolitik aber meint, dass, wo ein politischer Wille ist, auch die Sonne scheint und die Winde gehorsam in die neuen Reichsparteitagsgelände der Windparks blasen. Eingelullt von einer grün gefärbten Medienlandschaft, die Naturwissenschaft so gerne negiert wie alle gerade unpassenden Fakten, folgen zwar rund 75 Prozent der Deutschen der selbstzerstörerischen Energiepolitik Merkels – aber eben 25 Prozent nicht.

Und so geht es weiter. Der deutsche Fiskus erhöhte seine Einnahmen in den vergangenen zehn Jahren von 540 auf fast 760 Milliarden Euro, und bis 2020 sollen weitere zusätzliche 150 Milliarden in seine Kassen fliessen – doch für Schwarz wie für Grüne leidet der verfettete Geldverschwendungsstaat an einer neoliberalen Hungerkur, weswegen neue Finanzie-

rungsquellen erschlossen gehörten. Ähnlich erzwangen die Parteifunktionäre auch eine Schärfung des FDP-Profiles in der Einwanderungsfrage: 200 000 Zuwanderer aus Afrika will die CSU erdulden, die CDU als Mindestzahl festlegen, während die Grünen jegliche Begrenzung bekämpfen. Wohnungen allerdings werden für die Neuankömmlinge nicht gebaut, sie sollen stattdessen mit staatlichen Mietpreisbremsen und Wohnsitzvorschriften nach sozialistischem Planwirtschaftsmuster regional verteilt werden.

### Träumen von «En marche!»

In der Jamaika-Koalition sollte diese Art Politik einfach als eine Art unendliche Netflix-Serie mit Angela Merkel bei zunehmender Ermüdung des Publikums fortgeschrieben werden. «Den Lindner machen wir auch noch zum Guido», soll Merkel gesagt haben: Guido Westerwelle ist der glücklose Lindner-Vorgänger, der 2009 mit 14,6 Prozent das beste Wahlergebnis für die FDP geholt hatte und von Merkel buchstäblich bis zur Ergebnislosigkeit gebrochen wurde.

Lindner hat nun dieses deutsche Wolkenkuckucksheim romantischer Wirklichkeitsverdrängung mit der griesgrämigen Karfreitagsmiene protestantischer Pastorenhaushalte erschüttert. Beliebt hat es ihn nicht gemacht bei den Journalismus-Schaffenden Gesinnungstätern, die deutsche Redaktionen bewohnen wie abgehaute Wohngemeinschaften der späten Siebziger. Schliesslich stellt er deren intellektuell verlotterte Glaubenssätze in Frage, die sie in seltener Einmütigkeit mit der amtlichen Regierungspolitik formuliert haben und bei Strafe der Ausgrenzung aus dem enggefassten demokratischen Spektrum durchsetzen wollen.

Aber Lindner haben sie einen neuen Stil ermöglicht. Die FDP mit Ortsverein, Kassierer und wöchentlichem Treffen gibt es nicht mehr. Natürlich träumen sie um ihn herum von «En marche!», was mit der Übersetzung «auf dem Marsch!» allerdings höchst unerlaubt klingen und mit der Feldherrnhalle assoziiert werden würde. Aber: Wie dann? Heimlich beneiden führende CSU-Politiker Lindner um seine Chuzpe. Ihr gesundheitlich wie innerlich angeschlagener Chef Horst Seehofer hat sie zuletzt in bedingungsloser Treue an Merkel gefesselt, obwohl längst räuberische AfD-Horden ihr Bayernland plündern. Die SPD wird von Meinungsforschern als U-20-Partei gehandelt; weniger als 20 Prozent sind jämmerlich wenig für eine Partei, für die das Doppelte einst möglich war.

Nicht um eine wirklich neue Regierung geht es derzeit in Deutschland – nur um den qualenden Abschied von der Macht der Angela Merkel. Die Einzige, die das nicht weiss, ist Merkel. Dass sie es erfährt, dafür wird Lindner sorgen. ○





Gnadenlose Siegerjustiz? General Mladic (l.), Präsident Karadzic, 1995.

## «Verteidiger der serbischen Sache»

Die früheren bosnischen Serbenführer Radovan Karadzic und Ratko Mladic werden als verurteilte Völkermörder hinter Gittern sterben. Für viele Serben sind sie jedoch keine Verbrecher. In Dörfern der Republika Srpska hängen ihre Porträts neben orthodoxen Heiligen. Warum? Von Boris Kálnoky

Es war der letzte grosse Urteilsspruch am Haager Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien. «Schuldig, schuldig, schuldig» in zehn von elf Anklagepunkten, so befanden die Richter, sei der einstige Oberbefehlshaber der bosnischen Serben, Ratko Mladic. Völkermord, Verbrechen gegen die Menschlichkeit, Verstösse gegen die Genfer Konventionen. Er erhielt lebenslänglich. Ein Jahr davor hatte der damalige «Präsident» der bosnischen Serbenrepublik, Radovan Karadzic, mit fast wortgleicher Begründung eine Haftstrafe von vierzig Jahren erhalten.

Es zählt zu den Absonderlichkeiten des Gerichtshofes, dass Völkermord bei Karadzic «nur» mit vierzig Jahren bestraft wurde, bei Mladic aber mit «lebenslänglich». Egal – für die beiden heute bereits greisen Männer ist es de facto sowieso lebenslänglich. Besonders weil sie im Jahr 1995 für das Massaker an rund 8000 gefangenen Bosniern in Srebrenica ver-

antwortlich waren, gelten sie allgemein als die schlimmsten Kriegsverbrecher in Europa seit den Nazis im Zweiten Weltkrieg.

Nicht aber in Serbien und schon gar nicht bei Bosniens Serben. Dort werden sie als Opfer einer «gnadenlosen Siegerjustiz» gesehen, als aufrechte Männer, die Bosniens Serben gegen übermächtige Aggressoren verteidigten. Ihre Porträts hängen in vielen serbischen Dörfern neben den Ikonen orthodoxer Heiliger. Nach Karadzic wurde in der bosnischen Teilrepublik Republika Srpska ein Studentenwohnheim benannt. Serbiens heutiger Staatspräsident Aleksandar Vucic selbst benannte einst eine Strasse in Belgrad nach Ratko Mladic. Damals war er noch Propagandaminister des Milosevic-Regimes.

Um die historischen Wurzeln dieser Sichtweise zu verstehen, muss man weit in die Vergangenheit zurückgreifen. Bosniens Serben,

sagt der in Serbien vielgelesene Belgrader Historiker, Autor und Politiker Cedomir Antic, seien seit den Zeiten der osmanischen Besatzung immer unterdrückt worden. «Unter den Osmanen waren Bosniens Muslime die Herrenklasse, Christen galten als so etwas wie Leibeigene.» Nach den Türken kamen die Habsburger, aber die katholischen Österreicher und Kroaten unterdrückten die orthodoxen Serben wie zuvor die Osmanen.

### «Künstliche Aussöhnung»

Richtig blutig wurde es in den Weltkriegen, besonders im Zweiten. Bosnien wurde Kroatien angegliedert, und «Kroaten und bosnische Muslime ermordeten mehr als 210 000 Serben, die meisten davon Zivilisten», sagt Antic, der als junger Mann einer der führenden Köpfe der Studentenbewegung im Kampf gegen Serbiens damaligen Diktator Slobodan Milosevic war.



Seine Schätzung ist eher konservativ, auch höhere Zahlen werden von Historikern diskutiert. Antic nennt diese Massaker – unabhängig von den Zahlen – einen «Völkermord», und wenn Srebrenica einer war, dann darf man vielleicht tatsächlich darüber nachdenken, ob der Begriff nicht auch auf die Gräueltaten gegen Serben in der Region zu jener Zeit zutreffen könnte. Titos kommunistisches Regime nach dem Krieg erzwang eine «künstliche Aussöhnung ohne Wahrheit oder Gerechtigkeit», meint Antic. Unter der Oberfläche lebten die alten Ängste, Erinnerungen und Ressentiments in der kollektiven Psyche der Serben weiter. Dann kam der Zerfall Jugoslawiens. Laut Antic tragen Deutschland und Europa Schuld an dem, was folgte, denn sie ermutigten eine Abspaltung Sloweniens, Kroatiens und Bosniens, ohne auch nur zu erwägen, Reformbestrebungen in Jugoslawien abzuwarten. Unter dem damaligen Regierungschef Ante Markovic (wie Tito ein ethnischer Kroat) habe es nämlich durchaus vernünftige Ansätze gegeben, den jugoslawischen Staat zu retten, meint Antic.

Und so nahmen viele Serben die Spaltung des Landes als eine weitere historische Aggression Deutschlands (und der USA sowie der damaligen Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft) wahr. Im Rahmen dieser Umwälzung kam es in Bosnien zu einem zusätzlichen politischen Drama. Bosniens Muslime und Kroaten wollten die Abspaltung von Belgrad, die Serben (damals etwa 34 Prozent der Bevölkerung) wollten in Jugoslawien bleiben. Antic verweist auf einen heute kaum noch bekannten Vermittlungsversuch der Europäer im Februar 1992. Sie schlugen vor, Bosnien in drei locker verbundene Teilstaaten zu gliedern. Also genau das, was nach dem Krieg und nach mehr als 100 000 Todesopfern am Ende geschah.

Die Serben akzeptierten diesen Vorschlag, die muslimische Seite lehnte aber ab – wozu sie laut Antic von den Amerikanern ermutigt worden war. Wenige Tage später folgte ein juristisch fragwürdiges Referendum, das von den Serben boykottiert, von Europäern und Amerikanern aber als gültig akzeptiert wurde.

Auch hier empfanden sich die Serben wieder als «Opfer der Grossmächte». Sie griffen zu den Waffen. Karadzic wurde ihr Präsident. Mladic ihr General. Heute gehen die meisten

Historiker davon aus, dass die serbische Führung in Belgrad unter Slobodan Milosevic bereits Ende 1991 die Weichen gestellt hatte für eine militärische Lösung. Serbische Historiker wie Antic aber argumentieren, dass eine Akzeptanz des europäischen Kompromissvorschlags im Februar 1992 den Krieg hätte verhindern können.

### Brutal einseitige Angelegenheit

Allgemein wurde – und wird – der bosnische Bürgerkrieg in den westlichen Medien als eine brutal einseitige Angelegenheit betrachtet. Gutauserüstete Serben massakrierten und vertrieben demnach muslimische und kroatische Zivilisten, die kaum über effektive Streitkräfte verfügten. Aber gemäss Antic stellten die Serben bei Kriegsausbruch 34 Prozent der Bevölkerung Bosniens dar, bis Kriegsende seien immerhin 29 Prozent der Todesopfer Serben gewesen, die meisten von ihnen Zivilisten. So ganz einseitig, wie allgemein angenommen, war es also wohl nicht.

Umso einseitiger – aus serbischer Sicht – waren aber die Schuldsprüche des Kriegsverbrechertribunals. Mladic, Karadzic und andere Serben wurden verurteilt, aber nichtserbische Angeklagte wie Naser Oric (Bosnier), Ante Gotovina (Kroate) und Ramush Haradinaj (Kosovare) nicht. «Im Krieg wurden auch Tausende serbische Zivilisten massakriert, aber in Den Haag wurde kein muslimischer Befehlshaber oder Politiker dafür verurteilt», sagt Antic.

Srebrenica, das Massaker, das wie keine andere Tragödie des Krieges den Serben in der westlichen öffentlichen Meinung den Ruf blutrünstiger Barbaren verlieh, ist auch für Antic ein Kriegsverbrechen. Er verweist jedoch auf besondere Umstände. Bereits im Ersten Weltkrieg habe es dort Gräueltaten gegen Serben gegeben, «sogar eine öffentliche Verbrennung am Pfahl». Im Zweiten Weltkrieg sei es in Srebrenica zu einem «regelrechten Genozid gegen die dortigen Serben» gekommen. Im Bürgerkrieg schliesslich habe die bosnische Seite die von der Uno militärisch geschützte, aber von den Serben eingeschlossene Enklave nicht wie versprochen demilitarisiert, sondern habe von hier aus serbische Dörfer angegriffen und unter Führung des später in Den Haag angeklagten (aber nicht verurteilten) Naser Oric Hunderte serbische Zivilisten umgebracht.

«Das sind die Gründe, warum nur wenige Serben bereit sind, den ersten Präsidenten der bosnischen Serbenrepublik [Radovan Karadzic] und deren Generalstabschef [Ratko Mladic] als Völkermörder zu betrachten», sagt Antic. Freilich sei die Bereitschaft in Serbien selbst relativ gross, zuzugeben, dass tatsächlich Verbrechen begangen worden seien. Karadzic und Mladic gelten dort mithin als Verteidiger der serbischen Sache gegen die Übermacht der Grossmächte, «nicht aber als Helden».

## Einspruch

# Das Land ruiniert

Zum Artikel «Die Tragödie des Robert Mugabe» von Jean Ziegler in der letzten Weltwoche.



«Kühler Strategie»? Ziegler, Mugabe.

Ich bin vor drei Wochen aus Harare, Simbabwe, zurückgekehrt. Ich behaupte nicht, dass ich das Land gut kenne. Aber mein Eindruck und die Gespräche, die ich vor Ort hatte, zeigen ein ganz anderes Bild als dasjenige von Jean Ziegler. Es macht den Eindruck, als sei Herr Ziegler definitiv kein Experte zum Thema Simbabwe. Es ist befremdend, lesen zu müssen, was für ein «kühler Strategie» und «gewandter Diplomat» Robert Mugabe in den Augen von Herrn Ziegler ist. Mugabe ist ein Diktator der übelsten Sorte. Er hat Tausende von Menschen direkt oder indirekt umgebracht, enteignet und hat das Land in jeder Beziehung ruiniert. Er hat die Menschenrechte seit zwanzig Jahren mit Füßen getreten.

Ich frage mich auch, ob Herr Ziegler in den letzten zwanzig Jahren überhaupt in Simbabwe war. Fakt ist: 90 Prozent der Bevölkerung Simbawes sind arbeitslos. Vier Millionen (vor allem Junge) der vierzehn Millionen Einwohner sind nach Südafrika geflüchtet. Das Gesundheitssystem ist zusammengebrochen. Simbabwe hat eine der höchsten Aids-Raten weltweit. Die Währung existiert nicht mehr. Die Läden sind leer, die Inflation über 1000 Prozent. Diamanten, Gold und gewisse Baustoffe werden von Russen und Chinesen geplündert. Die Regierung erhält die notwendigen, üppigen Kommissionen. Und das soll ein «gewandter Diplomat» und «kühler Strategie» sein?

Mugabe ist ein Politiker, der vor das Tribunal in Den Haag gehört. Weshalb Jean Ziegler dazu kommt, den Diktator schönzureden, ist nicht verständlich. Und der Höhepunkt der Behauptungen von Herrn Ziegler lautet: Mugabes Frau Grace habe eine ganz «üble Rolle» gespielt. Das ist Unsinn, lieber Herr Ziegler. Grace Mugabe ist an ihrer eigenen Unfähigkeit schon vor einigen Jahren im eigenen Land gescheitert. Sie war nie eine ernsthafte Bedrohung für das Land. Robert Mugabe ist der Täter und nicht «Gucci Grace». Er hat Menschenrechte verletzt, das Land ruiniert, das Chaos verursacht und sich (und seine Familie und seine Getreuen) schamlos bereichert. Auf Kosten der Bevölkerung. Peter Marti

Peter Marti ist Werbeunternehmer und Buchautor.



Unter Heiligen: Porträts im bosnischen Prijedor.



# Von Kanada lernen

**Kann die kanadische Einwanderungspolitik als Vorbild für Europa dienen? Ein Punktesystem soll dafür sorgen, dass die erwünschten Leute ins Land kommen. Die Erkenntnisse aus der Praxis sind ernüchternd. Von Herbert Grubel**

Politiker der Europäischen Gemeinschaft, ihrer Mitgliedstaaten und anderer Länder suchen händierend nach Lösungen für die Probleme, die sich aus der anhaltenden Flut von Zuwanderern aus dem Ausland ergeben haben. In diesen Diskussionen kommt auch immer wieder das kanadische Modell zur Sprache, ein System, in dem jährlich die Anzahl und die Eigenschaften der Menschen festgelegt werden, die offiziell als Immigranten akzeptiert werden. Das Interesse an den kanadischen Regeln ist gross, die politischen Entscheidungsträger sollen aber wissen, dass das System in der Theorie zwar viele Vorteile verspricht, in der Praxis jedoch viele Fehler aufweist.

## Stolz auf das System

Das Modell sieht vor, dass die Regierung dem Parlament jedes Jahr einen Plan für die angestrebte Zahl von Einwanderern für das kommende Jahr vorschlägt, der jeweils diskussionslos genehmigt wird. Für das Jahr 2017 gilt das Ziel von 300 000 Personen, das entspricht etwa 0,75 Prozent der bestehenden Bevölkerung – ein Wert, wie er seit 1986 Tradition ist. Der Pool der Bewerber, aus dem kanadische Beamte die geeigneten Kandidaten in vier Kategorien auswählen, ist gross. Die grösste Gruppe besteht aus den Wirtschaftsmigranten – Facharbeiter, Investoren, Unternehmer und sogenannte *care-givers* (Kindermädchen und Krankenschwestern), die 2017 auf 58 Prozent aller Einwanderer kamen. Eine zweite Kategorie sind die «Family Class immigrants»: Eltern und Grosseltern und auch Gatten, Partner und Kinder angesiedelter Einwanderer, die im Heimatland zurückgeblieben sind (28 Prozent). Weitere Kategorien sind «Refugees», also Asylbewerber (13 Prozent), sowie «Andere» (1 Prozent).

Die Wirtschaftsmigranten müssen zur Qualifizierung für Einwanderungsvisa mindestens 67 von 100 Punkten erreichen, dies in einem System, das ihnen maximal 25 Punkte für ein Universitätsdiplom gibt, 24 für Sprachkenntnisse in Englisch oder Französisch, 21 für Arbeitserfahrung und je 10 für geeignetes Alter, Beschäftigungs- und Anpassungsfähigkeit. Zusätzlich müssen sie eine Gesundheits- und Sicherheitsprüfung bestehen. Bis 2014 bekamen Antragsteller in der Klasse «Investor» ihre Visa dann, wenn sie Berufserfahrung vorweisen konnten, dazu ein Nettovermögen von mindestens 1,6 Millionen kanadischen Dollar sowie Investitionspläne im Zielland im Umfang von mindestens 800 000 kanadischen Dol-

lar. Heute müssen sie ein Nettovermögen von mindestens 10 Millionen kanadischen Dollar mitbringen und zudem 2 Millionen kanadische Dollar auf fünfzehn Jahre hinaus in einen Immigrant-Investor-Venture-Capital-Fonds investieren.

Eltern und Grosseltern dürfen ins Land ziehen, wenn ihre Kinder in Kanada sich verpflichten, ihre Kosten für die Lebenshaltung und Krankenversorgung zu decken. Kanadische Politiker sind sehr stolz darauf, dass Einwanderer ohne Rücksicht auf ethnische, rassische oder religiöse Hintergründe ausgewählt werden.

Besonderes Interesse zeigen Europäer an Kanadas Umgang mit Flüchtlingen. An erster Stelle steht da der Grundsatz, dass Flüchtlingen, die dem Chaos von Bürgerkriegen und Unruhen entfliehen, am besten geholfen ist, wenn man internationale Organisationen finanziell unterstützt, die im Ausland Flüchtlingslager betreuen. Man darf erwarten, dass solche Flüchtlinge nach dem Ende der Feindseligkeiten in ihre Heimat zurückgehen, frühere soziale und kulturelle Beziehungen wieder aufnehmen und wichtige Beiträge zum Wiederaufbau ihres Landes leisten. Eine Ansiedlung in Kanada verringert die Chancen ihrer Rückkehr in die Heimat, aber einer ausgewählten Gruppe von Verfolgten und Bedrohten werden kanadische Einwanderungsvisa erteilt;

## Wirtschaftsmigranten müssen für Einwanderungsvisa mindestens 67 von 100 Punkten erreichen.

2017 wurden 40 000 Personen ausgewählt. Hingegen sind Flüchtlinge aus Entwicklungsländern, die ihre Heimat verlassen, um sich wirtschaftlich zu verbessern, in Kanada nicht willkommen. Sie sollen Einwanderungsvisa beantragen und nicht versuchen, das bestehende Auswahlsystem zu umgehen.

Kanada fällt es nicht schwer, seine Grenzen vor Flüchtlingen und illegalen Einwanderern zu schützen. Die Küsten sind für kleine Boote nicht einfach zugänglich, und grössere Flüchtlingsschiffe wurden schon mehrmals abgewiesen, so dass schon lange keine mehr ankamen. Verträge mit Luft- und Schifffahrtsunternehmen vermögen Landungen von Asylbewerbern erfolgreich zu verhindern. Zudem lässt sich die Landgrenze durch das Drittstaatenabkommen mit den USA gut absichern, denn es erlaubt beiden Ländern, Asylbewerbern die Einwande-

rung zu verweigern, weil diese ja ein sicheres Land verlassen.

Dass das kanadische Modell Europäern so reizvoll erscheint, beruht auf dem vermeintlichen Vorteil, dass die Zuwanderer das Einkommen einheimischer Arbeitnehmer, das Steueraufkommen und die Beiträge an die Sozialversicherung erhöhen. Die Realität sieht aber anders aus.

Den ersten Effekt, den Einkommens-Impuls, gibt es nicht, weil das Einkommen von Immigranten gemäss Ökonomie genauso hoch ist wie das, was sie produzieren. Das Einkommen einheimischer Arbeitnehmer wird also nicht direkt, sondern allenfalls minimal indirekt erhöht, etwa dank regerem Handelsaustausch. Kurz gesagt: Einwanderer erhöhen das Gesamt-Nationaleinkommen, aber kaum das Einkommen kanadischer Arbeiter. Und wie steht es um die Steuern? Laut Statistiken haben Einwanderer, die nach der Einführung des Punktesystems 1986 ins Land gekommen sind, im Jahr 2005 durchschnittlich nur etwa halb so viel (54 Prozent) Steuern bezahlt wie die anderen Kanadier, weil ihr Durchschnittseinkommen lediglich 70 Prozent des Niveaus der übrigen Bevölkerung erreichte.

## Belastung für die Staatskasse

Besonders brisant ist, dass diesen niedrigen Steuerzahlungen der Anspruch der Einwanderer auf kostenlose staatliche Leistungen gegenübersteht. Deswegen belasten diese Immigranten die Staatskasse jährlich mit etwa 6000 kanadischen Dollar pro Person oder mit rund 30 Milliarden, bezogen auf alle Zuwanderer, die seit 1987 angekommen sind – das ist etwa gleich viel wie 70 Prozent des Budgets für Verteidigung und Heimatschutz. Diese Belastung des Staatshaushalts steigt jedes Jahr mit der Ankunft von 300 000 neuen Einwanderern.

Geradezu illusorisch ist die Idee, dass Einwanderer die finanzielle Schieflage von Kanadas umlagefinanziertem Altersvorsorgesystem verhindern könnten. Zwar zahlen Einwanderer Beiträge ein, während sie jung sind, aber sobald sie in Pension gehen, kommen die ungedeckten Verbindlichkeiten zum Vorschein und verschlimmern die finanzielle Lage der Kassen.

Wie kommt man zu derart schlechten Resultaten? Eine wichtige Erklärung besteht darin, dass nur bei 30 Prozent aller Immigranten der «Principle Applicant»-Test, also der Punkte-test, angewandt wird. Die restlichen 70 Prozent



*Trügerisches Ideal:* Kanadas Premierminister Justin Trudeau begrüsst syrische Flüchtlinge in Ottawa.

der Zuwanderer sind Ehegatten, Kinder und die Eltern oder Grosseltern dieser ausgesuchten Einwanderer sowie Investoren und Asylbewerber, die den Punktetest nicht bestehen müssen. Zuwanderer aus der Kategorie der Investoren zahlen trotz ihres hohen Vermögens und Einkommens oft wenig Steuern, weil viele von ihnen ihr Geld in Häuser investieren, in denen ihre Ehegatten und Kinder wohnen, während sie in ihrem Heimatland arbeiten und dort Steuern zahlen. Die Familienangehörigen bestreiten also ihren Lebensunterhalt aus steuerfreien Überweisungen aus dem Ausland, nutzen aber alle freien Dienstleistungen Kanadas.

Eine weitere Ursache für die wirtschaftliche Schwäche der Einwanderer ist, dass ihre Ausbildung und ihre beruflichen Fähigkeiten im Durchschnitt nicht an das Niveau in Kanada heranreichen. Ingenieure mit einem Diplom von einer asiatischen Universität werden in Kanada oft eher als technische Zeichner denn als Ingenieure angestellt. Die meisten Ärzte mit ausländischen Qualifikationszertifikaten sind mit kanadischen Behandlungsweisen und Medikamenten nicht vertraut, und viele von ihnen bestehen kanadische Qualifikations-examen erst nach vielen Jahren.

Es gibt viele ernstzunehmende Anzeichen dafür, dass die jährliche Einwanderungsquote von 0,75 Prozent der Bevölkerung die Aufnahmefähigkeit der Wirtschaft übersteigt. Die Wohnungspreise in den drei Grossstädten

Montreal, Toronto und Vancouver zählen zu den höchsten der Welt, weil fast alle Einwanderer sich dort ansiedeln, wo viele aus ihrem Heimatland schon leben. Jede Woche erhöhen Einwandererfamilien die Nachfrage nach Wohnungen in Vancouver um 260 Einheiten, in Toronto um mehr als 400. Diese 260 wöchentlich neu ankommenden Familien überlasten auch die Kapazitäten der Strassen und Brücken, der Wasserversorgung, öffentlichen Verkehrsmittel, Krankenhäuser, Erholungsorte, Campingplätze, Schulen, Universitäten und anderer Institutionen einer modernen Stadt.

#### Kein Interesse an Reformen

Politiker aller Parteien weigern sich, über das Thema der wirtschaftlichen Aufnahmefähigkeit zu diskutieren. Stattdessen loben sie Kanada als das Ideal einer erfolgreichen multikulturellen Gesellschaft und einer Einwanderungspolitik, welche die Weltarmut lindert. Dabei übersehen sie, dass Probleme wie die hohen Wohnungskosten und Kapazitätsmängel ihre Ursache in den mangelhaften Staatsausgaben und der Überregulierung haben, so dass sie sich nicht verpflichtet fühlen, die gegenwärtige Krise durch die nötigen Investitionen in Infrastruktur und Deregulierungen zu beenden. Politiker sind auch nicht an der öffentlichen Diskussion über Reformen des kanadischen Einwanderungsmodells interessiert, die diese Probleme zumindest lindern

können. Ein Reformvorschlag zielt auf eine Begrenzung der jährlichen Einwanderer auf 50 000 Personen ab, die wieder gelockert wird, wenn der Nachholbedarf bei der Infrastruktur erfolgreich abgeschlossen ist. Ein anderer Vorschlag ist, Einwanderungsvisa nur Bewerbern zu erteilen, die einen Arbeitsvertrag zu einem genannten Mindestlohn mit einer kanadischen Firma haben.

Kanadas Politiker aller Parteien haben kein Interesse an solchen Reformen, weil sie Angst vor Wahlniederlagen haben. Besonders intensive politische Interessen vertreten die Einwanderergruppen, die durch das gegenwärtige System wachsen und politisch und kulturell an Einfluss gewinnen; des Weiteren die Arbeitgeber, die billige Arbeitskräfte und grössere Märkte für ihre Produkte suchen; die Bau- und Immobilienindustrie, die vom Wachstum im Wohnungsmarkt profitiert; die Wohneigentümer, die grosse Kapitalgewinne erwarten; die Unternehmer der Verkehrs- und anderer Infrastruktur, deren Einkommen vom Wachstum der Bevölkerung abhängt; und die Fachleute, deren Einkommen von der Grösse ihres Marktes abhängt, sei es als Kader in Privatunternehmen, im Lehrbereich oder als Staatsangestellte in der Einwanderungsverwaltung.

Herbert Grubel ist emeritierter Professor für Volkswirtschaftslehre an der Simon Fraser University, Vancouver, Kanada.



# Die neuen Stars der Luxushotellerie

Dank reichen Investoren und einer neuen Generation von exzellenten General Managern sind die Schweizer Luxushotels wieder absolute Weltklasse. Wir zeigen die zehn neuen Stars der Fünf-Sterne-Hotellerie. Von Karl Wild und Salvatore Vinci (Bilder)

In den neunziger Jahren steckte die Schweizer Hotellerie so tief in der Krise wie nie seit dem Zweiten Weltkrieg. Besonders betroffen war das Luxussegment. Viele der Traumherbergen mit ihren leuchtenden fünf Sternen, einst bewundert von der ganzen Welt, versanken im internationalen Mittelmass. Manche löschten für immer das Licht. Es war eine verzweifelte Situation, die einen grossen Teil der verwöhnten Tophoteliers krass überforderte. Mit besorgter Miene hockten sie händeringend und tatenlos in den Direktorensesseln ihrer verstaubten Luxushäuser und hofften auf die Rückkehr der Gäste.

Es fehlte an Innovationen und Mut, an Optimismus und Kreativität. Erst recht aber fehlte es an Mitteln für überfällige Investitionen. Wer noch etwas Geld hatte, hingte dem Hallenbad eine Sauna an, nannte es Wellness und träumte von besseren Zeiten. Vergeblich. In Österreich etwa gab es das schon lange. Doch es irrten nicht alle durchs finstere Jammertal. Herausragende Figuren waren zwar selten, doch es gab sie. Die innovativsten, farbigsten und erfolgreichsten waren Emanuel Berger, Jean-Jacques Gauer und Hans C. Leu.

## Die Big Three von einst

Berger hatte zu Beginn der siebziger Jahre das heruntergekommene «Victoria-Jungfrau» in Interlaken übernommen und es mit beispiellosem persönlichem Einsatz in ein Monument von Weltklasse verwandelt. Als der mit internationalen Auszeichnungen überhäufte Tophotelier vor acht Jahren erschreckend stilllos verabschiedet wurde, ging es mit seinem Lebenswerk ähnlich erschreckend bergab. Die Trendwende kam erst, als die von Berger aufgebaute Victoria-Jungfrau Collection vor bald vier Jahren von der Privatklinikgruppe Aervis Victoria übernommen wurde.

Ein hoffnungslos verstaubter, zudem noch aufreizend versnobter Kasten war vor zwanzig Jahren auch das «Lausanne Palace». Dann kam Jean-Jacques Gauer, ein Vollbluthotelier mit internationalem Renommee. Dank seinem gesunden Menschenverstand, verbunden mit einem Schuss Genialität, wurde das «Palace» von einer Geldvernichtungsmaschine zu einer hochrentablen Perle der europäischen Stadthotellerie. Schlüssel des Erfolgs war, dass es

ihm gelang, die Einheimischen ins «Palace» zu holen.

Ironie des Schicksals: Wie Berger hatte auch Gauer einen unwürdigen Abgang. Als die betagte deutsche Verlagserbin und «Palace»-Besitzerin Ute Funke ihr Hotel vor zwei Jahren an die Sandoz-Stiftung veräusserte, blieb für den eigenwilligen, unkonventionellen, bisweilen unbequemen Macher Gauer kein Platz mehr. Umso mehr freuen sich heute Hotels und Resorts rund um den Globus, dass sie



Grosse Vorbilder: Hans C. Leu (l.), Emanuel Berger.

das Know-how von Berger und Gauer anzapfen können.

Paradiesvogel Hans C. Leu schliesslich war die wohl verrückteste Branchenfigur überhaupt. Schonungslos revolutionierte der kreative Querdenker im «Albergo Giardino» in Ascona die verkrustete Luxushotellerie. Unter begeistertem Applaus von Gästen und Medien erfand er das Frühstücksbuffet, schaffte Kleiderzwänge ab, veranstaltete Showdinners, Foodfestivals, Wildwest-Lagerfeuer, Gourmetpicknicks, Theaterabende und vieles mehr. Klar, dass sein Erfolg, die europaweite Medienpräsenz, den Neid vieler Kollegen schürte. Leu nahm es locker. Dass sie ihn als

«Zirkusdirektor» abtaten, fasste er als Kompliment auf: «Wenn sie sagen, ich spinne, dann bin ich gut.»

Sein «Giardino» wurde zum glamourösen Kulthotel der achtziger und neunziger Jahre. Gleichzeitig war es eine Talentschmiede, in der Leu eine ganze Generation von neuen Spitzenhoteliers formte. Im vergangenen Januar, als sein Körper nicht mehr wollte, ging er. Im Anschluss an seine Beisetzung trafen sich seine Freunde im Zürcher «Dolder Grand». Leu hatte sie zuvor schriftlich eingeladen und verbat sich Trauerkleidung und Tränen. Die illustre Gesellschaft sollte so bunt sein wie sein Leben. Sie war es denn auch.

## Es begann mit Milliardär Kipp

Gewiss, neben den Big Three gab es noch andere herausragende Schweizer Fünf-Sterne-Hoteliers. Urs Karli zum Beispiel, der Luzerns Tophäuser «The Hotel», «Astoria» und «Renaissance» aus dem Nichts aufbaute. Oder Heiner Lutz und Laurenz Schmid, die mit dem «Ermitage» in Schönried und dem «Beatus» in Merligen zwei Perlen mit fünf Sternen erschufen. Aber an die Zukunft der Schweizer Luxushotellerie, an ein Anknüpfen an die glorreichen Zeiten, glaubte kaum einer im Ernst. Für die Wende sorgten dann schwerreiche Investoren. Wie aus dem Nichts tauchten sie auf und schufen ein Wunder.

Einer der Ersten, die eine Leidenschaft für Schweizer Hotels entwickelten, war der vor kurzem verstorbene Karl-Heinz Kipp. Bereits 1980 erwarb der deutsche Harddiscounter das in Schiefelage geratene Aroser Luxushotel «Tschuggen». Der

Deal hatte indes einen Haken: Weil Kipp nichts von einer Lex Furgler wusste, gehörte ihm das Hotel anfänglich gar nicht. Natürlich wusste er sich zu helfen. In seinen Supermärkten verkaufte Kipp nämlich auch Reisen nach ganz Europa und besass gar eine eigene Airline. Per sofort hatten seine Reisebüros nun auch die Destination Arosa anzubieten. In riesigen Cars liess er die Feriengäste nach Chur karren, von wo sie mit dem Zug nach Arosa gelangten. Der von der Lex Furgler geforderte Bedarf war damit nachgewiesen, das Hotel gehörte ihm.

Kipp hat allein ins «Tschuggen Grand Hotel» gegen hundert Millionen Franken gesteckt. Vierzig davon gingen an Stararchitekt



1. Platz:  
Mark Jacob, 42.  
«The Dolder Grand»,  
Zürich





2. Platz:  
Heinz E. Hunkeler, 43,  
mit Gattin Jenny.  
«Kulm», St. Moritz

Mario Botta, der den spektakulärsten Wellnessstempel der Alpen in den Berg hauen durfte. Kurz darauf kaufte Kipp in Arosa auch das «Sporthotel Valsana», das für sechzig Millionen Franken neu gebaut wurde und im kommenden Dezember wiedereröffnet wird. Das «Valsana» hatte der Tennisfan hauptsächlich wegen der dazugehörigen Tennisplätze erworben. Gleichzeitig rettete er einem Bankdirektor, der sich mit der Vergabe von Krediten vertan hatte, den Kopf.

Kipps drittes Hotel war der konkursreife Luxustempel «The Carlton» in St. Moritz. Als ihm eine Investorengruppe, die das «Carlton»

in ein Appartementhaus verwandeln wollte, vor einigen Jahren fast 200 Millionen Franken bot, winkte Kipp ab. «Wieso sollte ich verkaufen?» Anschliessend verpasste er dem prächtigen Bau ein Facelifting für neunzig Millionen. Und dann hatte er endlich jenes Hotel, das er am meisten von allen begehrte – das «Eden Roc» in Ascona. Als es zum Verkauf stand, hielt Kipp der Erbgemeinschaft fünfzig Millionen Franken unter die strahlenden Augen und schlug so den letzten Konkurrenten aus dem Feld.

Kipp wusste, dass er für das renovationsbedürftige Luxushaus zu viel bezahlt hatte.

Doch dass einer es ihm wegschnappen würde, war für ihn «ein unerträglicher Gedanke». Schliesslich hatte er im «Eden Roc» seit 1960 seine Sommerferien verbracht und abends am See davon geträumt, dort einmal eine Wohnung zu haben. Als um die Jahrhundertwende das benachbarte «Hotel Europe» in Schieflage geriet, langte Kipp erneut zu und verschmolz es mit dem «Eden Roc». Vor zwei Jahren kam das «Hotel Ascolago» dazu, der einzige Gebäudekomplex, der das «Eden Roc» von Asconas berühmter Piazza trennte. Das Resort am teuersten Küstenstreifen des Lago Maggiore ist seit sieben Jahren das beste Ferienhotel der Schweiz.

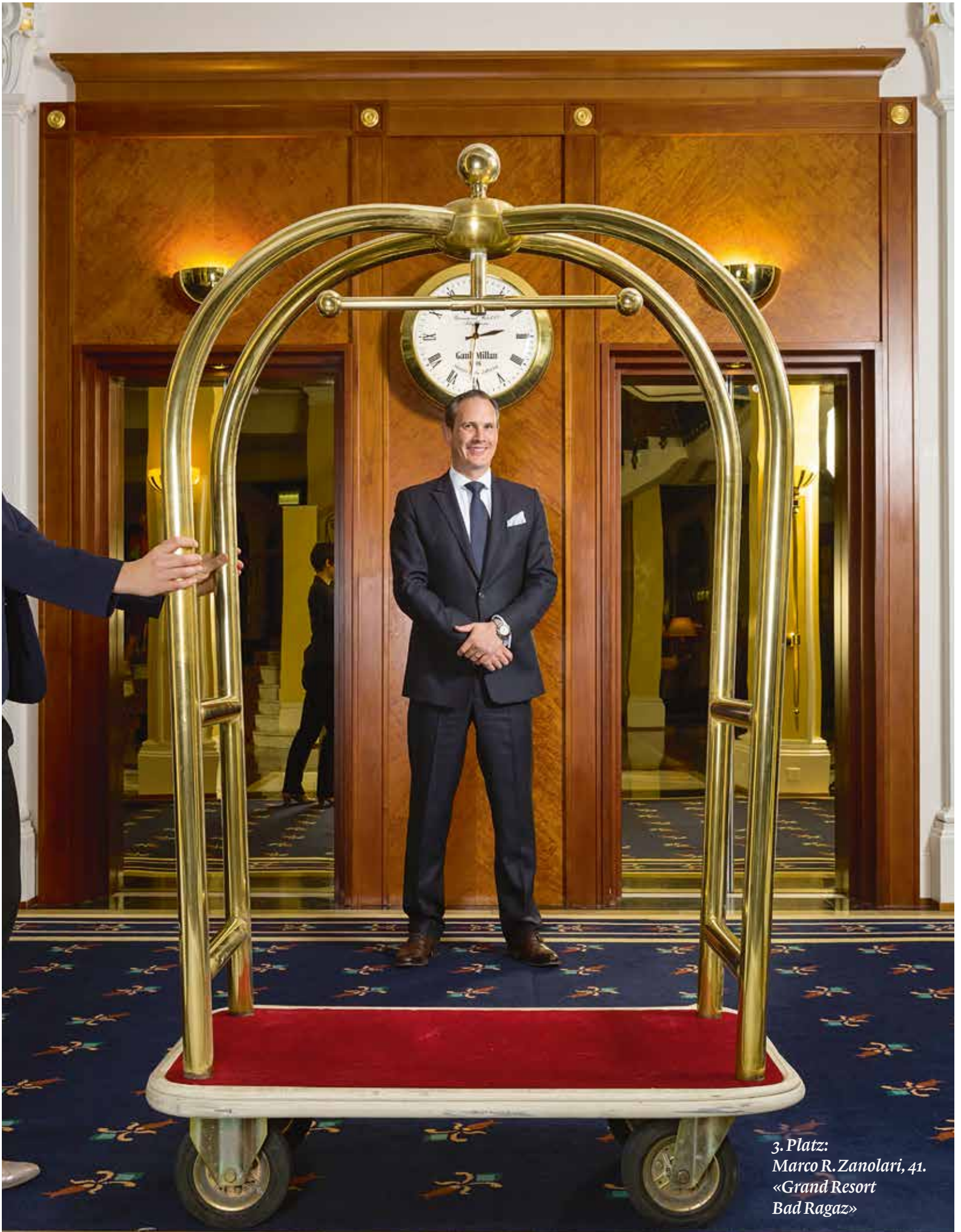
Kipp, 94, lebte zusammen mit seiner wunderbaren Frau Hanni in einer hinreissend schönen Wohnung auf dem Dach des «Eden Roc». Insgesamt hat er weit über eine halbe Milliarde Franken in seine Hotels investiert. Er konnte es sich leisten. Als er 1986 seine dreissig Mass-Supermärkte an die Börse brachte, floss das Geld in Strömen herein. Wenig später zog die Familie in die Schweiz. Zuerst nach Arosa (Kipps Steuersitz), dann nach Ascona. Das Vermögen des Mannes, der nach dem Krieg bei null begonnen hatte, wird auf sechs Milliarden Franken geschätzt. Interviews hat er seit dem Rückzug in die Schweiz nie mehr gegeben. Aber er erzählte faszinierende Geschichten.

### Monopoly der Superreichen

Um die Jahrhundertwende stieg die Zahl der Investoren, die auf Schweizer Fünf-Sterne-Hotels setzten, sprunghaft an. Zu den bedeutendsten Playern im Monopoly der Superreichen zählen Marcel Bach und Jean-Claude Mimran («The Alpina», Gstaad), Dona Bertarelli («Park Gstaad», Gstaad), Daniel Borer (Giardino Group), Martin Denz («Park Weggis», Weggis), Nati Felli («Guarda Golf», Crans-Montana), Walter Guyer («Villa Orselina», Orselina), Daniel Koetser und Rudolf Maag («Le Grand Bellevue», Gstaad), Jürg Opprecht («Lenkerhof», Lenk), Peter Pühringer («Park Hotel Vitznau», Vitznau), Samih Sawiris («The Chedi Andermatt», Andermatt), die Familie Schärer («The Omnia», Zermatt), Urs E. Schwarzenbach («The Dolder Grand», Zürich), Thomas Straumann («Les Trois Rois», Basel) oder Yunfeng Gao («Frutt Lodge», Melchsee-Frutt; «Palace», Luzern). Sie alle haben hohe zwei- oder dreistellige Millionenbeträge in ihre Traumherbergen gebuttert. Auch Familienstiftungen wie die Sandoz Foundation («Riffelalp Resort», Zermatt; «Beau-Rivage Palace», Lausanne-Ouchy; «Lausanne Palace & Spa», Lausanne), Investitionsgesellschaften und Immobilienfonds setzten voll auf die Schweizer Luxushotellerie. Ohne den Idealismus der Investoren wäre diese um rund zwei Dutzend ihrer schönsten Häuser ärmer. Die meisten standen nämlich vor dem Konkurs.

Etwas kürzer ist die Liste jener, die schon seit Generationen in helvetische Tophotels





3. Platz:  
Marco R. Zanolari, 41.  
«Grand Resort  
Bad Ragaz»





4. Platz:  
Nathalie Seiler-Hayez, 46.  
«Beau-Rivage Palace»,  
Lausanne



5. Platz:  
Peter Egli, 49, mit Gattin Esther.  
«Suvretta House», St. Moritz

investieren. Sie umfasst Namen wie Thomas Schmidheiny («Grand Resort», Bad Ragaz), Philip und Spyros Niarchos («Kulm Hotel», St. Moritz; «Kronenhof», Pontresina), Gratian Anda-Bührle («Castello del Sole», Ascona; «Storchen», Zürich) oder Andrea Kracht («Baur au Lac», Zürich). Diese Familien haben bis heute gut und gern je eine halbe Milliarde Franken in ihre Objekte gesteckt.

Hotels besitzt man aus «Liebe» (Kipp), aus «Freude» (Bertarelli) oder aus «Verantwortungsbewusstsein» (Niarchos-Brüder). Mit einer anständigen Rendite ist nicht zu rechnen,

abgesehen von einer Wertsteigerung der Immobilie und des Bodens. Doch es gibt noch andere Gründe, sich in diesem Sektor zu engagieren. Zur Bürgenstock Selection etwa gehören die Fünf-Sterne-Hotels «Schweizerhof» in Bern, «Royal Savoy» in Lausanne und das «Bürgenstock Resort». Allein das teileröffnete Resort, das im kommenden Januar den vollen Betrieb aufnimmt, hat 550 Millionen Franken gekostet. Ob es je schwarze Zahlen schreiben wird, steht in den Sternen. Das ist aber gar nicht das Wichtigste. Ein Familienmitglied der Scheichs von Katar, denen die drei Objekte der

Bürgenstock Selection gehören, meinte jüngst trocken: «Was in Katar in 25 Jahren ist, wissen wir nicht. Was in der Schweiz ist, wissen wir.»

#### Die Top Ten von heute

Insgesamt wurden gegen zwanzig Milliarden Franken allein in die Luxushotellerie investiert. Der märchenhafte Geldregen hat die Schweizer Spitzenhäuser wieder mitten unter die Weltbesten katapultiert. Eine grandiose Hardware ist freilich bloss die halbe Miete. Matchentscheidend ist die Software: die Leute, die in den Palästen arbeiten. Auf sie





6. Platz:  
Philippe Clarinval, 42.  
«Carlton», St. Moritz

kommt es an, ob sich der Gast wohl fühlt. Ob er wiederkommt oder nicht.

Doch auch softwaremässig gab es Quantensprünge. 97 Betriebe sind derzeit von Hoteliersuisse als Fünf-Sterne- oder Fünf-Sterne-Superior-Hotels klassiert und sind somit Luxushotels (vier Sterne stehen für First Class). Unter diesen ist, gewissermassen im Gleichschritt mit dem zurückgekehrten Glamour der Häuser, eine neue Generation von Hoteliers herangewachsen. Sie sind zwischen Ende dreissig und Mitte vierzig – und haben auffallend viele Ähnlichkeiten. Sie sind hervor-

gend ausgebildet, charismatisch, kompetent und weltgewandt. Und sie pflegen einen kooperativen, motivierenden Führungsstil. Im Unterschied zu vielen der früheren Hotelgeneräle, bei deren Anblick sich die «Untergebenen» duckten, begegnen sie ihren Mitarbeitenden auf Augenhöhe.

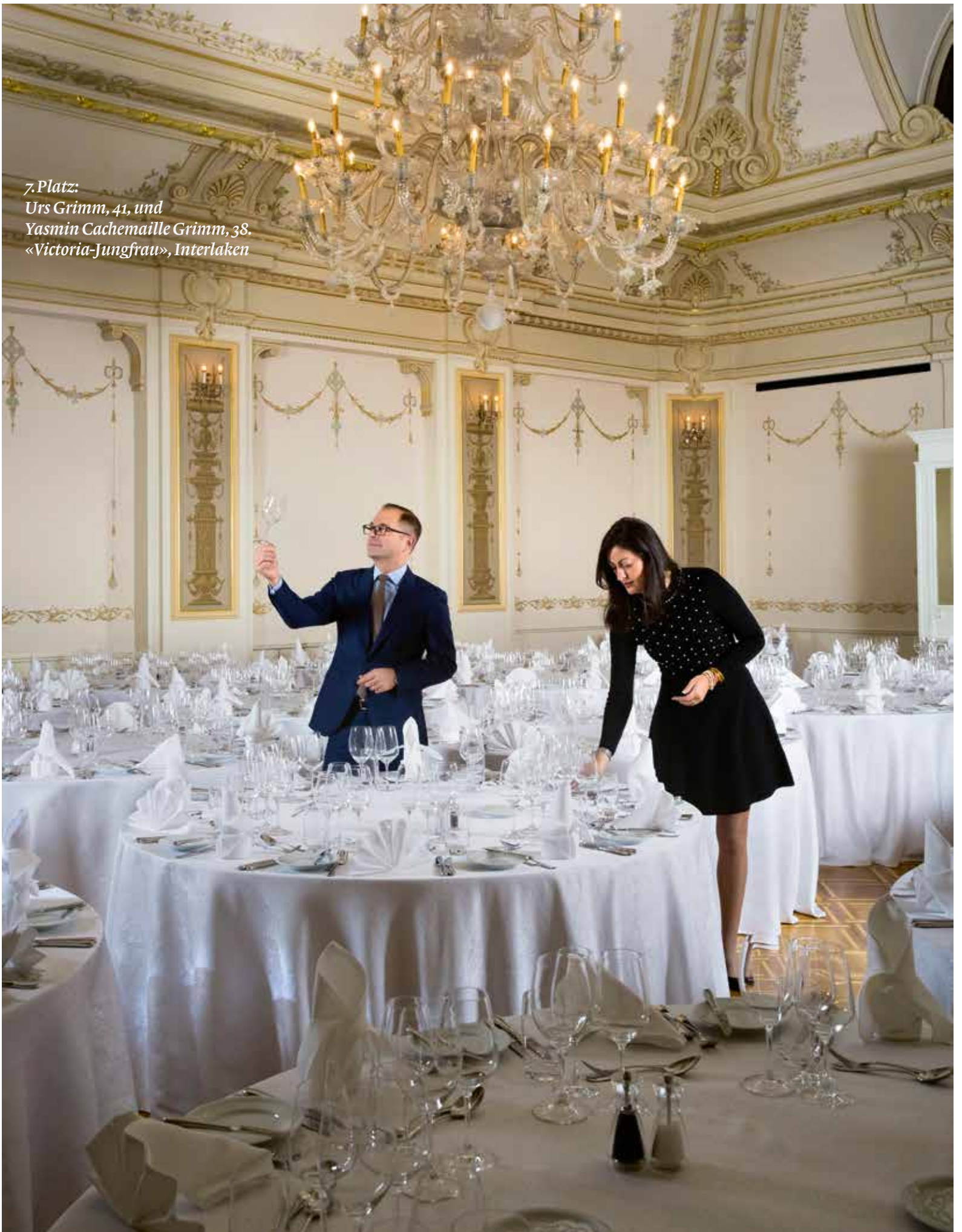
Wir haben die, die uns am meisten beeindruckt haben, herausgepickt und eine Liste der Top Ten erstellt. Aufgeführt sind ausschliesslich General Manager, die operativ für ihre Fünf-Sterne-Herbergen verantwortlich sind. Nicht berücksichtigt sind Hotelbesitzer,

die ihre Luxushäuser selbst (erfolgreich) führen. Leute also wie Andrea Scherz («Gstaad Palace», Gstaad), Daniel Koetser («Le Grand Bellevue», Gstaad), Daniel und Seraina Lauber («Cervo», Zermatt), Tamara und Dario Cadonau («In Lain Hotel Cadonau», Brail), Patrick und Claudio Dietrich («Waldhaus Sils», Sils-Maria) oder Diego Glaus («Albergo Losone», Losone).

**1. Platz: Mark Jacob, «The Dolder Grand», Zürich** — Nummer eins in der Liste der Top Ten ist Mark Jacob, 42. Im Sohn von Vic und



7. Platz:  
Urs Grimm, 41, und  
Yasmin Cachemaille Grimm, 38.  
«Victoria-Jungfrau», Interlaken



Helen Jacob, die ein Vierteljahrhundert lang das mondäne «Suvretta House» in St. Moritz geführt hatten, steckt das Hotelier-Gen. Seine Karriere verlief lehrbuchmässig: Er besuchte die Hotelfachschule Lausanne, die Cornell University in Ithaca, New York, und sammelte Erfahrungen in Luxustempeln wie dem «Hassler Roma» in Rom, dem «Bristol» in Paris oder dem «Fairmont» in San Francisco. Vor neun Jahren war er als stellvertretender Managing Director bereits dabei, als in Zürich «The Dolder Grand» wiedereröffnet wurde. Urs E. Schwarzenbach hatte 440 Millionen Franken in den Palast am Zürichberg investiert.

Seit vier Jahren steht Jacob an der Spitze des Hauses, das heute zu den schönsten City-Resorts der Welt zählt. Und zu den besten. Denn Jacob schafft es tatsächlich, seine tolle Crew Jahr für Jahr zu immer neuen Höchstleistungen zu pushen. Er tut es unaufgeregt und souverän. So souverän, wie er Negativschlagzeilen wegsteckt. Etwa die zum Bilderstreit zwischen «Dolder»-Besitzer Schwarzenbach und den Zollbehörden. Dieser interessiert sowieso keinen seiner Gäste aus aller Welt.

**2. Platz: Heinz E. Hunkeler, «Kulm», St. Moritz** — Platz zwei belegt Heinz E. Hunkeler, 43, seit vier Jahren Chef im St. Moritzer



*Grösse von einst:* Jean-Jacques Gauer.

Alpenpalast «Kulm». Über das Hotelier-Gen verfügt auch er: Sein Vater leitete drei Jahrzehnte lang die Geschicke desselben Hauses. Wie Mark Jacob durchlief Heinz Hunkeler, der im «Kulm Hotel» aufwuchs, Stationen in berühmten Herbergen wie dem «Four Seasons» in New York, Prag und Paris oder dem «Hotel Vier Jahreszeiten Kempinski» in Mün-

chen. 2006 kehrte er mit seiner Frau Jenny, ebenfalls Lausanne-Absolventin und ausgebildete Wellness- und Spa-Expertin, in die Schweiz zurück. Vor dem Wechsel ins «Kulm» brachten die beiden den «Kronenhof» in Pontresina in Schwung. Heinz Hunkeler wurde, wie zuvor schon sein Vater, zur Vertrauensperson der Besitzerfamilie Niarchos. Jenny Hunkeler ist, obwohl dreifache Mutter, weiterhin operativ tätig. Das Duo gilt als Dream-Team der Schweizer Luxushotellerie.

**3. Platz: Marco R. Zanolari, «Grand Resort Bad Ragaz»** — Vor gut einem Jahr wurde die Stelle des General Manager im «Grand Resort Bad Ragaz» ausgeschrieben. Das Rennen um einen der begehrtesten Jobs in der europäischen Spitzenhotellerie machte Marco R. Zanolari, 41. Auch der gebürtige Churer fing ganz unten an mit einem Praktikum in Küche und Service. Anschliessend durchlief der Lausanne-Absolvent Managementstationen in Luxushäusern in Europa, Asien und im Mittleren Osten. Vor der Rückkehr in die Schweiz war er Resortmanager im «Four Seasons Resort Maui» auf Hawaii. Zanolari's Entdecker ist Peter P. Tschirky, bis Ende Mai CEO im «Grand Resort». Und der ist glücklich, denn Zanolari hat die (riesigen) Erwartungen im ersten Jahr nicht bloss erfüllt, sondern übertroffen. Das bringt ihn auf Rang drei. >>>



Meister  
Werk

## Il Bruciato 2015/16

*Bolgheri doc – Tenuta Guado al Tasso  
Antinori – Toscana*

Sonnenglut der Maremma.  
Exaltierendes Fruchtbouquet.  
Maskuline Struktur, langes Finale.  
Verleitet zum Träumen.

*Antinori Guado al Tasso*

CHF **18.00** netto  
statt 22.50, 75 cl

Jetzt bestellen auf [bindella.ch](http://bindella.ch)  
Gültig bis 31.12.2017

*Bindella*  
la vita è bella







8. Platz:  
Iris Flückiger, 40.  
«Schweizerhof»,  
Bern

**4. Platz: Nathalie Seiler-Hayez, «Beau-Rivage Palace», Lausanne-Ouchy** — Auf Platz vier folgt Nathalie Seiler-Hayez, 46. Sie ist die erste Frau an der Spitze des vornehmen «Beau-Rivage Palace» in Lausanne-Ouchy. Und eine bewundernswerte, spielt sie doch drei Rollen gleichzeitig auf meisterhafte Weise: Sie ist Managerin, Ehefrau und zweifache Mutter. Karriere machen wollte sie immer. Nicht um der Karriere willen, sondern um sich zu verwirklichen. Deshalb mochte sie auch nicht auf Kinder verzichten. Um diese kümmert sich vornehmlich ihr Mann. Nathalie Seiler schafft es

aber meist, ihnen gute Nacht zu sagen und das Wochenende mit der Familie zu verbringen. Oft trifft man sich zum Lunch im Hotel. Ihr Aufstieg nach der Hotelfachschule Lausanne verlief senkrecht, die Beförderungen folgten sich Schlag auf Schlag. Sie war in Spitzenhäusern in New York, Paris und Bordeaux tätig und führte zuletzt das berühmte «The Connaught» in London. Ihr Führungsstil ist emotional, Hierarchien mag sie nicht. Die Powerfrau fordert viel, aber sie tut es mit Charme. Und sie ist erfolgreich. Am Genfersee schwärmen 400 Mitarbeiter von ihrer attraktiven Chefin.

**5. Platz: Peter Egli, «Suvretta House», St. Moritz** — Alles hat seine Zeit. Vor drei Jahren war es Zeit für einen Wechsel im «Suvretta House». Nachfolger von Vic und Helen Jacob wurden Peter, 49, und Esther Egli, die zuvor das Luxushotel «Whatley Manor Hotel and Spa» im Südwesten von England geleitet hatten. Die beiden erwiesen sich als Glücksfall. Behutsam befreiten sie das «Suvretta» vom Krawattenzwang und anderen Musts und führten Neuerungen ein, ohne dass das Haus seinen Charakter verloren oder die vielen Stammgäste verärgert hätte. Gleichzeitig hielten Lebensfreude und Lockerheit Einzug. Dank Peter und Esther Egli, die es auf Rang fünf schafften, ist das wohl traditionsbewussteste Luxushotel der Alpen in der Gegenwart angekommen.

**6. Platz: Philippe Clarinval, «Carlton», St. Moritz** — Die Eröffnung im Jahr 2000 von «The Omnia» hoch über Zermatt war spektakulär. Noch spektakulärer war nur die Schliessung nach bloss zwei Monaten Öffnungszeit: Das verrückte Hotel voller Extravaganzen erwies sich zum Schrecken aller als wackliger Kasten, als Zeitbombe auf dem Felsen. Was folgte, waren wüste Szenen. Als «The Omnia» vor sieben Jahren wiedereröffnet wurde, war es eine Geburt aus der Tragödie. Und ein grossartiger Neuanfang. Denn Philippe Clarinval, 42, aus dem «Shangri-La» im malaysischen Penang gekommen, räumte rigoros mit der Vergangenheit auf und positionierte «The Omnia» mit durchschlagendem Erfolg als Geheimtipp für stilbewusste Menschen. Auf den kommenden Winter hin wechselt Clarinval ins «Carlton Hotel» nach St. Moritz. Die Chancen stehen gut, dass die Nummer sechs in der Bestenliste das extravagante, aber träge gewordene Suitenhotel aufweckt.

**7. Platz: Urs Grimm, und Yasmin Cachemaille Grimm, «Victoria-Jungfrau», Interlaken** — Bereits geschafft haben das Urs Grimm, 41, und Yasmin Cachemaille Grimm, 38, mit dem «Victoria-Jungfrau». Seit sie vor drei Jahren das Interlakner Wahrzeichen übernommen haben, geht es stetig aufwärts. Urs Grimm, Absolvent der Hotelfachschule Luzern, hat vergleichsweise wenig Auslandserfahrung. Umso munterer war seine Gattin unterwegs. Die temperamentvolle Hotelfachfrau arbeitete in Deutschland und Spanien und dampfte mit dem Kreuzfahrtschiff MS Europa auch mal ein Jahr lang rund um die Welt. Die beiden schafften es auf Rang sieben.

**8. Platz: Iris Flückiger, «Schweizerhof», Bern** — Gleich dahinter folgt Iris Flückiger, 40. Nach der Hotelfachschule Thun verlief ihre Karriere eher ruhig. Bei der Wiedereröffnung der Berner Luxusherberge «Schweizerhof» vor sechs Jahren wurde sie als Front Desk





*9. Platz:  
Richard Leuenberger, 41.  
«Badrutt's Palace»,  
St. Moritz*





**10. Platz:**  
**Simon Schenk, 38.**  
**«Guarda Golf»,**  
**Crans-Montana**

Manager eingestellt, ehe die saftige Überraschung folgte: Die Scheichs der Katara Hospitality, denen der «Schweizerhof» gehört, ernannten sie zum General Manager. Wie Iris Flückiger seither das Hotel führt und als Frau mit den arabischen Besitzern umzugehen versteht, ist höchst beachtlich.

**9. Platz: Richard Leuenberger, «Badrutt's Palace», St. Moritz** — Platz neun belegt Richard Leuenberger, 41. Der General Manager in der St. Moritzer Hotellegende «Badrutt's Palace» zählt zusammen mit Mark Jacob, Heinz Hunkeler und Marco Zanolari zu den vier Musketieren der Luxushotellerie. Man nennt sie so, weil sie aussergewöhnlich viele Gemeinsamkeiten aufweisen. Sie drückten in Lausanne miteinander die Schulbank, tingelten getrennt durch die halbe Welt, verloren sich dabei nie aus den Augen, wurden zu Freunden und stehen heute an der Spitze von Häusern mit Weltruf.

**10. Platz: Simon Schenk, «Guarda Golf», Crans-Montana** — In Crans-Montana hat sich die Brasilianerin Nati Felli vor acht Jahren einen Traum erfüllt und für über sechzig Millionen Franken das prächtige Fünf-Sterne-Hotel «Guarda Golf» gebaut. Zuerst führte sie es selbst, dann klopfte sie vor drei Jahren bei Simon Schenk, 38, an. Der Manager im «Kempinski» im chinesischen Chengdu zögerte keinen Moment, als das Angebot kam. Ein kleines, feines Luxushotel mit entsprechender Nähe zum Gast zu führen, entsprach exakt seinen Vorstellungen. Dem Hotel hat das gutgetan, es hat mächtig Fahrt aufgenommen. Und weil Erfolg beflügelt, wird wieder gebaut. Auf den Winter hin erhält das «Guarda Golf» neue Suiten, Luxuswohnungen mit Hotelservice und einiges mehr. Die Wohnungen sind bereits verkauft, der Quadratmeter zu 30 000 Franken. Schenk holte sich Platz zehn in unserer Hitparade.

«Hotellerie ist keine Wissenschaft, unsere Arbeit muss von Herzen kommen», hat Peter Borer, legendärer Schweizer CEO der edlen Peninsula-Hotelgruppe mit Sitz in Hongkong, stets gesagt. Für die neuen Stars der Schweizer Luxushotellerie ist das eine Selbstverständlichkeit. Dank ihnen sind die helvetischen Traumhäuser nicht bloss bei der Hardware wieder Weltklasse, sondern auch in Sachen Gastfreundschaft, Servicequalität, Mitarbeiterkompetenz und Ausbildungsniveau. Emanuel Berger, Jean-Jacques Gauer und Hans C. Leu haben würdige Nachfolger gefunden.

Karl Wild gründete 1997 das erste Schweizer Hotelrating, das jährlich unter dem Titel «Die 150 besten Hotels der Schweiz» in Buchform erscheint.

**Total: 673 650 Millionen Franken**

# BILANZ

Das Schweizer Wirtschaftsmagazin

12

Dezember 2017

CHF 14.-

Euro 14.-



# DIE 300 REICHSTEN

*plus:*

**MONIKA RIBAR** Die überschätzte Vorzeigefrau | **AMAZON**  
Der Geheimplan für die Schweiz | **LONZA** Überraschende Nummer 1  
**RAIFFEISEN** Der Finma-Zoff

# Jetzt am Kiosk!





*Wer hätte's gedacht?* Prinz Harry mit seiner Verlobten Meghan Markle.



## Ikone der Woche

# Die Mann-Macherin

Von Claudia Schumacher

**W**as braucht ein ewiger Junge, um ein Mann zu werden? Eine Frau. Am besten eine, die noch irgendwo ein Mädchen in sich trägt, das nicht immerzu schimpft, sondern auch mal gerne mit dem Jungen spielt. Prinz Harry hat offenbar so eine Frau gefunden, eine Wendy Darling für Peter Pan, und jetzt wird er sie heiraten, gegen alle Widerstände, und es sind nun einmal gerade diese Liebesgeschichten – die unverhofften, unwahrscheinlichen, ein wenig schwierigen –, die in besonderem Masse unser Herz berühren.

Die Bilder von der Verlobung der US-Schauspielerin Meghan Markle mit Prinz Harry von Wales sind allesamt schön, teils etwas steif und vorteilhaft bis zur unfreiwilligen Komik. Das Bild links ist ein wenig anders, nicht ganz so neurotisch und erbarmungsglos auf royale Standards poliert. Wir sehen eine junge, von Energie strotzende Frau, die vor Freude fast umfällt. Daneben ein bewegter Mann, der sehr weiss und sehr rothaarig ist, dessen Haar sich lichtet und der sich zu fragen scheint, welche besoffene Glücksfee ihm diese Frau zur Seite stellte.

### Pocahontas und das alte Söhnchen

Heiratet so ein Typ aus einer europäischen Monarchenfamilie – in der es ja noch etwas stärker als in normalen Familien darum geht, den Namen einer nächsten Generation zu vererben – eine 36-jährige, geschiedene Amerikanerin, deren Fruchtbarkeitsfenster sich langsam schliesst, darf vermutet werden, dass es Liebe ist. Heiratet eine Selfmade-Millionärin und ausgesprochene Feministin, die aussieht wie Pocahontas, ein altes Söhnchen mit verkorkstem Familienhintergrund, dann ist das wahrscheinlich auch Liebe. Wie ein Prinz, der gegen Drachen kämpft, um die Prinzessin zu erreichen, musste Meghan Markle mehr als einen rassistisch gefärbten Shitstorm durchschreiten, um zu ihrem Prinzen zu gelangen. Die Rolle der Rachel in der Anwaltsserie «Suits», durch die sie berühmt wurde, hat sie aufgegeben. Zur Überführung der Fernbeziehung in eine Ehe bringt sie das Umzugsopfer.

Wer hätt's gedacht? Harrys Dating-Weg war von adligen Blondinen gesäumt, deren Klasse oder Geist nicht weiter auffielen. Markle ist die untypische Beute. Wie keine seit Lady Di hat sie in Windeseile neue Bevölkerungsschichten für die Monarchie begeistert. Junge Menschen fliegen auf sie und auch all jene, die sich in ihrer Eigenbeschreibung – «ethnisch nicht festlegbar» – wiederfinden. Geheiratet wird im Frühling, aller Unwahrscheinlichkeit zum Trotz.



# Deutscher General verhindert Judenpogrome

Erich von Falkenhayn (1861–1922) rettete im Ersten Weltkrieg das Leben von mehreren zehntausend Juden in Palästina. Er widersetzte sich 1917 türkischen Befehlen zu Todesmärschen. Und verhütete damit einen ähnlichen Völkermord wie denjenigen an den Armeniern. *Von Christoph Mörgeli*

Erich von Falkenhayn, ehemals Chef des deutschen Generalstabes, traf am 5. November 1917 keinen Moment zu früh in Jerusalem ein. Ahmet Cemal Pascha war als bisheriger Kommandant der osmanischen Palästinafront über einzelne Spionagefälle derart aufgebracht, dass er den Vertretern der jüdischen Gemeinschaft eröffnete, er verdächtige die Juden samt und sonders des Landesverrats zugunsten der Briten. Bereits hatte der türkische Nationalist und Militärführer Cemal Pascha die Vertreibung aller Juden aus Palästina in Aussicht gestellt. Die bisher verübten Schandtaten dieses Hauptverantwortlichen am Völkermord an Armeniern, Assyriern und Aramäern boten keinerlei Grund, seine Drohungen nicht ernst zu nehmen. Als Glück empfanden die Juden nur, dass Cemal Pascha nicht mehr in der Lage war, seinen Zorn in Taten umzusetzen. Denn mit dem Erscheinen Falkenhayns waren seine Tage als militärischer Führer in der Region gezählt. Vom Urteil des preussischen Generals hing nunmehr das Überleben der jüdischen Siedler in Palästina ab.

Falkenhayn zeigte Rückgrat. Er untersagte jede Kollektivbestrafung der Juden und fand trotz der sich abzeichnenden militärischen Niederlage gegen die vorrückenden britischen Truppen Zeit, Botschafter Johann Heinrich Graf von Bernstorff in Konstantinopel über türkische Ausschreitungen wegen jüdischer Spionage zu telegrafieren: «Folgen waren üble Vorgänge im Bezirk Jaffa, gegen die höheren Orts eingeschritten ist. Hier nichts dergleichen vorgekommen und meiner Ansicht nach auch nicht zu erwarten. Ich halte jüdisches Vorgehen für Taten einer ganz kleinen extremen Partei. Masse Judentum hat nichts damit zu tun.» Tatsächlich waren in Jaffa / Tel Aviv im April 1917 etwa 8000 Juden von den türkischen Herrschern gezwungen worden, ihre Wohnungen zu verlassen; es kam zu Plünderungen, und Dutzende Menschen wurden massakriert. Nun aber sorgte der deutsche Befehlshaber Erich von Falkenhayn dafür, dass sich solche Pogrome nicht wiederholten.

**Lehren aus dem Genozid an den Armeniern**  
Über die genauen Motive von Falkenhayns entschiedenem Eintreten für die jüdischen Siedler in einer für sie extrem gefährlichen Si-

tuation wissen wir nichts. Seine Witwe hat später leider den schriftlichen Nachlass mit zahlreichen Aufzeichnungen verbrannt. Ausser Zweifel steht jedenfalls, dass es Falkenhayn gelang, eine in ihrem Ausmass wohl ungeheuer-



*Allzu schneidiger Preusse: General von Falkenhayn.*

liche Strafaktion der Türken zu unterbinden. Auch dem deutschen General war nur allzu bekannt, mit welcher unmenschlicher Härte die türkische Regierung damals nationale Min-

**Bereits hatte Cemal Pascha die Vertreibung aller Juden aus Palästina in Aussicht gestellt.**

derheiten verfolgte, ja eigentlich ausrottete. Dies galt zumal dann, wenn sie diese Minderheiten der Kollaboration mit dem militärischen Gegner verdächtigte, wie im Falle der christlichen Armenier jener mit den Russen. Ähnliche Sympathien wurden im Herbst 1917 bei den etwa 66 000 Juden in Palästina gegenüber den vorrückenden Briten vermutet. Umsiedlungsaktionen mittels mörderischer Todesmärsche, wie sie aus Konstantinopel bereits angekündigt worden waren, stellten angesichts der armenischen Erfahrungen von 1915/16 eine entsetzliche Gefahr dar. Wie soll-

ten die Türken Marschkolonnen von deportierten Juden ernähren, wenn ihnen dies nicht einmal für die eigenen Kampftruppen gelang?

Indem sich General Erich von Falkenhayn solchen Plänen gegen die jüdischen Siedler energisch widersetzte, zog er jedenfalls die Lehren aus den Armenien-Gräueln, bei denen auch die Deutschen keine gute Figur gemacht hatten. Bei aller Abscheu gegen die Verbrechen, die den Militärberatern und Entwicklungshelfern in der Region nicht entgehen konnten, hatten sich die militärischen wie die zivilen deutschen Stellen nicht eingemischt, da sie den Völkermord als innertürkische Angelegenheit beurteilten. Die verheerenden internationalen Reaktionen fielen allerdings nicht nur auf das Osmanische Reich zurück, sondern auch auf das mit ihm verbündete Deutsche Kaiserreich.

Aus diesem Debakel im Nahen Osten dürfte der nüchtern und analytisch denkende Falkenhayn seine Lehren gezogen haben. Jedenfalls hielt Dr. Jacob Thon, Leiter des Zionistischen Büros in Jerusalem, in einem Bericht fest: «Eine besonders glückliche Fügung war es, dass in den letzten kritischen Tagen General von Falkenhayn den Oberbefehl hatte. Cemal Pascha hätte in diesem Falle – wie er es oft in Aussicht gestellt

hatte – die Bevölkerung des ganzen Gebiets verjagt und das Land in eine Ruine verwandelt. Wir und die gesamte übrige Bevölkerung [...] müssen mit tiefer Dankbarkeit an Falkenhayn denken, der durch Verhinderung einer geplanten vollständigen Evakuierung dieses Gebietes die Zivilbevölkerung vor dem Untergang bewahrt hat.»

General von Falkenhayns beherztes Eingreifen zugunsten der Juden in Palästina ist bis heute zu Unrecht viel zu wenig bekannt. Dabei muss die Nachwelt es letztlich wohl hauptsächlich diesem preussischen Berufsmilitär verdanken, dass 1917 die Vertreibung und Ermordung Zehntausender Juden unterblieb. Die Rettung durch einen deutschen General erhält vor dem Hintergrund der späteren deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts einen besonderen Stellenwert, wie auch Falkenhayns Biograf Holger Afflerbach 1994 gezeigt hat. Isaiah Friedman hielt 1977 in seinem Buch «Germany, Turkey, and Zionism 1897–1918» fest, dass Falkenhayn der richtige Mann am



*Beherrztes Eingreifen:* von Falkenhayn in Jerusalem, 1917.

richtigen Platz gewesen war: Er habe seine Mission «bewundernswert» erfüllt, nicht zuletzt auch deshalb, weil er nüchtern erkannte, dass Spionagevorwürfe an jüdische Siedler nur auf Vereinzelte, keinesfalls auf den Großteil völlig Unschuldiger zutrafen.

### Rückendeckung aus Berlin

Erich von Falkenhayn hatte im Sommer 1917 den Oberbefehl über die türkischen Truppen an der Palästinafront nur mit grösster Skepsis übernommen. Angesichts des krassen Mangels an Transportmitteln, Mannschaften, Waffen, Munition und Ausbildung sah er wenig Möglichkeiten, auf diesem Kriegsschauplatz den verbündeten Osmanen gegen die Briten zum Sieg zu verhelfen. Sein militärischer Einsatz in Palästina und im Irak war denn auch kein Ruhmesblatt für Erich von Falkenhayn. Eigene Fehler wie auch extrem schwierige Umstände führten zum Scheitern jener Mission, mit der Falkenhayn gegen Ende des Ersten Weltkrieges den türkischen Waffen-

brüdern zu Hilfe eilen sollte. Doch statt militärischer erwarb er sich durch die von ihm befohlene Schonung der Juden in Palästina unermessliche humanitäre Verdienste.

Erich von Falkenhayn hätte sich aber kaum so dezidiert für die Interessen der jüdischen Siedler einsetzen können, wenn er sich nicht der Rückendeckung aus Berlin sicher gewesen wäre. Ephraim Cohen-Reiss, verdienstvoller Förderer der hebräischen Sprache in Palästina, schrieb in seinen Memoiren, Falkenhayn sei vor seiner Abreise in den Nahen Osten von

---

### Weltliche und geistliche osmanische Autoritäten hetzten weiterhin gegen die jüdische Bevölkerung.

---

Kaiser Wilhelm II. persönlich beauftragt worden, die Absichten des türkischen Befehlshabers Ahmet Cemal Pascha zu unterlaufen und die Juden gut zu behandeln. Auch der deutsche Botschafter in Konstantinopel, Jo-

hann Heinrich Graf von Bernstorff, ermahnte Cemal, «einen einzelnen Fall von Spionage nicht zum Anlass einer Judenverfolgung» werden zu lassen. Der türkische Innenminister Talat gab Bernstorff denn auch die eindeutige Zusicherung: «Wir haben den Armeniern viel Schaden zugefügt, aber wir werden den Juden nichts tun.»

Dennoch hetzten weltliche und geistliche osmanische Autoritäten in Palästina weiterhin gegen die jüdische Bevölkerung und planten bereits konkrete Deportationen. Einzelne Berichte klangen so alarmierend, dass das Auswärtige Amt an der Berliner Wilhelmstrasse diese nicht an jüdische Organisationen weitergeben mochte. Am 17. November 1917 versicherte die osmanische Botschaft in Berlin der deutschen Regierung, dass keine Evakuierungen vorgesehen seien. Dennoch blieben die palästinensischen wie die deutschen Juden besorgt. Der SPD-Reichstagsabgeordnete Oskar Cohn bestand darauf, dass die Untersuchung der Spionageumtriebe ausschliesslich





**GELESEN**

**«Die Schadenssumme steigt  
schneller als der Meeresspiegel»**

Ein Beitrag aus dem Tages-Anzeiger.  
Gedruckt, online, als App und in unserer Vielfalt an Blogs.

Du bist, was du liest.

**Tages**  **Anzeiger**





«Nationale Heimstätte»: Klagemauer in Jerusalem.

in die Zuständigkeit der deutschen Militärbehörden fallen solle. Wenn dies auch nicht geschah, achtete General von Falkenhayn doch auf ein faires Verfahren. Zwei Spione eines probritischen Spionagerings wurden als Rädelsführer hingerichtet, andere inhaftiert, die meisten aber mangels Beweisen entlastet und freigelassen. Botschafter Bernstorff äusserte sich angewidert über die türkische Politik der Vertreibung von Armeniern, Juden und Griechen, für die letztlich die Mittelmächte verantwortlich gemacht würden: «Aber die Türken sind unverbesserlich.»

Tatsächlich lag der düstere Schatten von Ahmet Cemal Pascha noch lange über Palästina. Es wurde berichtet, er habe ein Gelübde abgelegt, nachdem die Juden im Falle der Vertreibung der Türken nicht überleben sollten, um den siegreichen Briten zuzujubeln. Es wurden denn auch etwa vierzig Juden amerikanischer Nationalität und etliche Zionisten mit osmanischem Pass aus Jerusalem vertrieben und wie Kriminelle misshandelt; das Einschreiten des spanischen Konsuls konnte immerhin das Schlimmste verhindern. Als die Briten am 9. Dezember 1917 Jerusalem eroberten, wurden sie von fast der gesamten Bevölkerung als Befreier begrüsst; dies umso mehr, als

Grossbritanniens Aussenminister Arthur James Balfour einige Tage zuvor versprochen hatte, dem jüdischen Volk eine «nationale Heimstätte» zu schaffen. Zur Überraschung der Alliierten überlebten die Juden – mit Ausnahme jener in Jaffa – die kriegerischen Ereignisse im grossen Ganzen unversehrt. Die zionistischen Führer zögerten denn auch nicht, der deutschen Regierung dafür ihre Wertschätzung und Dankbarkeit auszusprechen, speziell und persönlich dem General Erich von Falkenhayn.



Kaiser Wilhelm II.

### Wilhelm II. soll Falkenhayn persönlich kontaktiert haben.

**Verantwortlich für Verdun**  
In seiner Eigenschaft als türkischer Marschall hat der allzu schneidig auftretende Falkenhayn ansonsten wenig erreicht. Seine Bagdad-Offensiven gegen die Briten missrieten ebenso wie die Operationen in Palästina. Er fand mit seinem schnarrenden Befehlston weder zu den türkischen Truppen den richtigen Zugang noch zu den dort stationierten deutschen Offizieren, die er als «bereits vollkommen vertürk» qualifizierte. Falkenhayn verachtete letztlich die Türken genauso, wie er Jahrzehnte zuvor als Militärberater die Chinesen verachtet hatte. Im Februar 1918 war seine Abberufung vom orientalischen Kriegsschauplatz in Berlin beschlossene Sache. Damit endete –

abgesehen von einer kurzen Mission in Weissrussland – die Karriere eines Generals, der 1916 in einem genialen Feldzug die abtrünnigen Rumänen überrannt hatte.

Bekannt geblieben ist Falkenhayn vor allem als preussischer Kriegsminister seit 1913 und als Chef des deutschen Generalstabs von 1914 bis zu seiner Ersetzung durch das Feldherrenduo Paul von Hindenburg und Erich Ludendorff im Jahr 1916. Wir wissen heute, dass Falkenhayn klarsichtiger als seine beiden Nachfolger erkannte, dass der Krieg für Deutschland an der Westfront nicht zu gewinnen und maximal ein Waffenstillstand zu erreichen war. Der sprachbegabte, weitgereiste General war kein Feind der Franzosen, wohl aber der Briten. Falkenhayns Ansehen ist bis heute zu Recht getrübt, weil er bei der von ihm verantworteten Schlacht bei Verdun

### Es wäre falsch, anzunehmen, von Falkenhayn sei generell ein Freund der Juden gewesen.

Hunderttausende von Toten zur Folge hatte. Seine Strategie, Frankreich durch grössere Opferzahlen regelrecht auszubluten, erwies sich nicht nur als zynisch, sondern angesichts hoher deutscher Verluste letztlich auch als falsch.

Verfehlt wäre auch die Meinung, Erich von Falkenhayn sei angesichts seines Einsatzes in Palästina generell ein Freund der Juden gewesen. Der typische Repräsentant des wilhelminischen Offizierskorps teilte vielmehr die weitverbreiteten Vorbehalte seiner Zeit und gebrauchte gerne den diskriminierenden Ausdruck von den «krummen Nasen». Vor dem Reichstag bestritt er den effektiv vorhandenen Antisemitismus im preussischen Offizierskorps, der dazu geführt hatte, dass seit den 1880er Jahren kaum ein Jude mehr aktiver Offizier oder Reserveoffizier geworden war.

Bei Erich von Falkenhayn findet sich dennoch kein eigentlicher Judenhas und auch kein Rassismus. Er dachte indessen streng in den Kategorien seiner Adelsklasse, nämlich sozialdarwinistisch und letztlich antidemokratisch: Das Parlament sollte in militärischen Fragen möglichst nichts zu sagen haben.

Gerade darum war der altpreussische Junker ein von seinem Kaiser Wilhelm II. tatkräftig geförderter Günstling. Der Monarch hielt noch an Falkenhayn als höchstem militärischem Verantwortlichem fest, als Armee und Bevölkerung längst auf Hindenburg und Ludendorff setzten – und damit auf eine Militärdiktatur in Deutschland. Erich von Falkenhayns einzige Tochter Erika heiratete später Henning von Tresckow, der 1944 als einer der wichtigsten Vertreter der Offiziersverschwörung gegen Hitler Selbstmord begehen musste. ○



# Literaten im Kindergarten-Modus

In der Schweizer Literaturszene spielen sich eigenartige Dinge ab: körperliche Übergriffe, angeblich fingierte Preisvergaben und Zensurvorfürfe gegen das «Staatsradio». Unsere geistige Elite führt eine Posse vor, wie sie Dürrenmatt nicht besser hätte schreiben können. *Von Rico Bandle*

Man konnte meinen, die Schweizer Kultur stehe an der Schwelle zur Barbarei. Was bei der zehnten Verleihung des Schweizer Buchpreises vorgefallen sei, stehe «für den Niedergang des Literaturbetriebs einer zivilisierten Nation», schrieb Lukas Bärffuss, mehrfach preisgekrönter Schriftsteller und einer der führenden Intellektuellen des Landes, in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (FAZ). Es habe einen physischen Übergriff gegeben, das «Staatsradio» habe Zensur geübt, die Veranstalter hätten die Juryentscheidungen beeinflusst.

Nein, Bärffuss publizierte in dem angesehenen deutschen Blatt nicht etwa eine fiktive Geschichte über einen Staatsputsch, sondern einen Bericht, in dem er sich über Ungereimtheiten bei der Verleihung eines hiesigen Buchpreises ereiferte. In vollem Ernst.

Sein Artikel war der Höhepunkt einer Posse, die am Vorabend der Preiszeremonie ihren Anfang genommen hatte. Die gesamte Elite des hiesigen Literaturbetriebs war in Basel versammelt, um sich auf den grossen Augenblick einzustimmen. Nicola Steiner, Moderatorin des «Literaturclubs» im Schweizer Fernsehen, fragte auf der Bühne den Journalisten Martin

## Worin nun die «Schmähung» genau bestand, geht aus keinem der Berichte hervor.

Ebel, ob es denn korrekt sei, zugleich in einer Buchpreis-Jury zu sitzen und wenige Tage vor der Preisverleihung ein Buch eines Nominerten in der Zeitung zu zerreißen. Das hatte der Literaturkritiker des *Tages-Anzeigers* mit einem Roman von Urs Faes vor einigen Jahren tatsächlich gemacht. Die Frage bezüglich dieser Doppelrolle war zweifellos berechtigt – und führte trotzdem zu einem Eklat. Denn Steiner las dabei den heftigsten Abschnitt aus Ebels damaliger Kritik vor. Faes, der im Publikum sass, war entsetzt.

Dazu muss man wissen: Auch Faes war dieses Jahr für den Preis nominiert, für ein autobiografisches Buch, in dem der Siebzigjährige unter anderem über seine Krebserkrankung schreibt. Faes ist also gesundheitlich angeschlagen, was die Sensibilität wohl etwas erhöht.



Schriftsteller Faes.



Unbehagen in Basel: Abonji, Schwitter, Bärffuss (v.l.) bei der Verleihung des Buchpreises 2017.

Der beleidigte Autor boykottierte die Preisverleihung vom nächsten Tag. Seine Schriftstellerkollegen solidarisierten sich mit ihm, ebenso Journalisten wie Roman Bucheli von der NZZ, der in seinem Bericht das Geschehen zuspitzte: «[...] die Veranstaltungen mündeten in ein Desaster. Der im Publikum anwesende und für den Preis nominierte Urs Faes wurde aufs Schäbigste öffentlich desavouiert.» Der Preis sei dadurch «entwürdigt» worden, die Veranstalter hätten sich zu «Komplizen einer Schmähung» gemacht.

Worin nun die «Schmähung» genau bestand, geht aus keinem der Berichte hervor. Mehrere Augenzeugen sagen, es sei einfach etwas unsensibel gewesen, vor den Augen eines angeschlagenen Autors eine alte, schmerzhaft Kritik vorzutragen. Urs Faes äusserte sich gegenüber der NZZ ebenfalls in diese Richtung: Für ihn sei völlig unverständlich gewesen, warum «in seiner Gegenwart der vernichtendste Satz aus einer vernichtenden Rezension zu einem vor sieben Jahren erschienenen Buch» habe zitiert werden müssen. Der Fauxpas, für den sich Nicola Steiner nachträglich entschuldigte, wurde von den empörungs-

freudigen Literaten zu einer Staatsaffäre hochstilisiert. Die drei ehemaligen Preisträger Melinda Nadj Abonji, Monique Schwitter und Lukas Bärffuss wollten an der Preisverleihung ihren Unmut zum Besten geben. Laut einem Augenzeugen war Abonji «kreidebleich» vor Wut. Eine Organisatorin versuchte, die aufgebrachte Autorin davon abzubringen, auf der Bühne gegen die Vorgänge vom Vortag zu protestieren, und hielt sie dabei kurz am Arm fest. In Bärffuss' FAZ-Artikel wurde daraus ein übergriffiges «physisches Anrempeln».

## Beschädigt durch den Preis

In einem Youtube-Video ist allerdings zu sehen, wie die drei Autoren auf der Bühne ungehindert reden und ihr Bedauern über Faes' Fehlen ausdrücken – ohne jegliche Intervention seitens der Veranstalter. Weil Radio SRF 2 während dieser Intervention die Live-Übertragung kurz unterbrach, um zu erklären, warum es bei dem Protest ging, schrieb Bärffuss in der FAZ: «Das Staatsradio entschloss sich, uns drei kurzerhand zu zensurieren [...]» Dass der Sender ihre (harmlosen) Ausführungen am selben Tag noch einmal in voller Länge ausstrahlte, verschwieg Bärffuss.

Über die Gründe, weshalb vor allem Bärffuss und Nadj Abonji dermassen aggressiv reagier-

ten, kann nur spekuliert werden. Etwa weil sie es mit ihren neuen Büchern dieses Jahr nicht auf die Nominationsliste schafften? Oder weil sie sich als ehemalige Preisträger durch die Vorgänge «beschädigt» sehen, wie dies Bär-fuss in seinem Artikel schreibt?

Jedenfalls hantieren die beiden Schriftsteller auch sonst gerne mit dem moralischen Zeigefinger. Abonji war vor einigen Monaten in der SRF-Politsendung «Arena» zu Gast. Als ob sie sich selbst hatte ausgrenzen wollen, sprach sie als Einzige hochdeutsch, obschon sie waschlechtes Zürichdeutsch beherrscht. Sie beklagte den fürchterlichen Rassismus in der Schweiz – notabene jenes Land, das sie mit Preisen und Fördergeldern überhäuft. Bär-fuss erklärte vor zwei Jahren in einem furiosen Rundumschlag in der FAZ die Schweiz zu einem von Rechtspopulisten dominierten Schurkenstaat («Die Schweiz ist des Wahnsinns»). Ironischerweise attackiert er in seinem jüngsten Artikel all jene, die ihm damals applaudierten: Literaturkritiker, Kulturfunktionäre, das öffentliche Kulturradio.

Ein anderer Autor, der seinen erhöhten Moralanspruch sonst ebenfalls bei jeder Gelegenheit zum Besten gibt, blieb bei diesem Protest ausnahmsweise stumm: Jonas Lüscher. Vielleicht, weil er an jenem Wochenende den mit 30 000 Franken dotierten Buchpreis erhalten hatte.

### Eitle und Empörte

Bei aller Zuspitzung und Übertreibung, den einen oder anderen wunden Punkt hat Bär-fuss mit seinem Artikel getroffen: Die kleine

## Den einen oder anderen wunden Punkt hat Bär-fuss mit seinem Artikel getroffen.

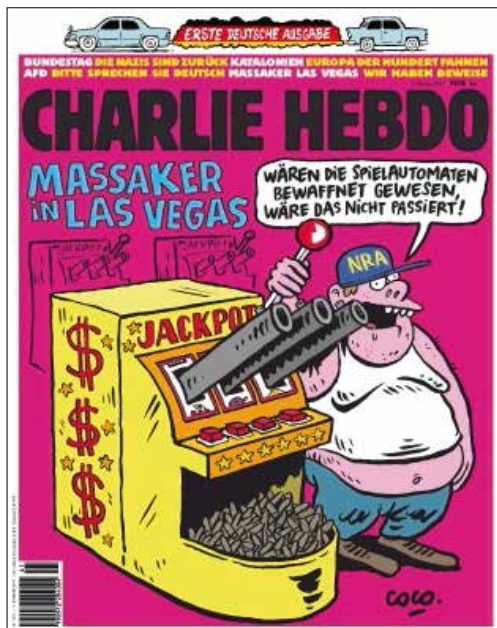
Schweizer Kulturszene ist tatsächlich von Vetternwirtschaft durchdrungen. Alle kennen alle, man schiebt sich gegenseitig Preise und Pfründen zu. Und die meisten Journalisten wollen Teil der Szene sein statt nur Beobachter. Literaturkritiker Martin Ebel bewies am Tag nach Bär-fuss' Beitrag, wie gut er das Doppelspiel beherrscht. Im *Tages-Anzeiger* veröffentlichte er einen auffallend neutralen Bericht über die Vorwürfe des Schriftstellers, als hätte er damit nichts zu tun. Ganz anders tönte es in der FAZ, wo er sich heftig gegen die «haltlosen Unterstellungen» wehrte.

Als Aussenstehender reibt man sich halb verwundert, halb belustigt die Augen über den Kindergarten unserer Kulturelite. 2008 war Altmeister Adolf Muschg für den Schweizer Literaturpreis nominiert. Am Vorabend der Verleihung zog er sich überraschend zurück. Mittlerweile kann man nachvollziehen, weshalb er damals diese Ansammlung von Eitlen und Empörten fluchtartig verlassen hat.

## Humor

# Ungebrochene Courage

Seit einem Jahr erscheint die französische Satirezeitschrift *Charlie Hebdo* auch auf Deutsch. Sie ist so bissig, abgründig und schockierend wie eh und je. Von Florian Vetsch



Die Lektüre lohnt sich.

Viele werden sich an den 7. Januar 2015 erinnern: An diesem Mittwoch ritt im Auftrag des IS die zweiköpfige Todesschwadron der Kouachi-Brüder den Angriff auf die Redaktion des französischen Satiremagazins *Charlie Hebdo* und tötete zwölf Personen, darunter mehrere Redaktionsmitglieder und Karikaturisten. Der Anschlag löste eine gigantische Welle der Solidarität aus: Auf den sozialen Netzwerken, in der Tagespresse, an Demonstrationen, Trauerkundgebungen – überall kursierte der Spruch «Je suis Charlie».

Derselbe zierte auch die erste *Charlie Hebdo*-Nummer nach dem Anschlag; sie erschien bereits eine Woche darauf und erreichte eine Auflagenhöhe von 7 Millionen Exemplaren, was die Ausgabe zur meistgedruckten Zeitung Frankreichs machte. Auf ihrem Titelblatt hält der weinende Mohammed ein Schild mit der Aufschrift «Je suis Charlie» in Händen, unter dem Schriftzug «Tout est pardonné» – eine Geste, die von überlegener Menschlichkeit und zugleich von ungebrochenem Mut zeugte, waren doch die Mohammed-Karikaturen des Blattes der Stein des Anstosses gewesen; die brutalen Mörder hatten während ihrer Untat neben dem stereotypen «Allahu akbar» auch «On a vengé le prophète!» gebrüllt.

Die Zeichner Luz und Riss hörten später auf, Mohammed zu karikieren; sie hätten das Prinzip, dass man in einem laizistischen Staat zeichnen dürfe, was man wolle, verteidigt, das Mohammed-Motiv langweile sie inzwischen, nun

seien andere an der Reihe. Die durch das Attentat rasant angestiegene Präsenz von *Charlie Hebdo* in den Medien hatte für den Journalismus beziehungsweise das Zeitungswesen positive Folgen. In der Ausgabe vom 13. Juli 2017 erzählt eine Zeitungsverkäuferin aus Boulogne-Billancourt: «Man nennt den dreissig- bis vierzigprozentigen Umsatzzuwachs der Zeitschriftenhändler im Jahre 2015 den Charlie-Effekt. Alles verkaufte sich besser. Der Charlie-Effekt war für alle Zeitungen ein Segen.»

In Deutschland allein wurde die erste Nummer nach dem Anschlag rund 70 000-mal verkauft. Darin spiegelt sich die besonders hohe Solidarität in Deutschland, die sich zum Beispiel auch in Einladungen zeigte oder in der deutschen Übersetzung des «Briefs an die Heuchler» von Charb (Tropen, Stuttgart 2015), dem getöteten Chefredaktor Stéphane Charbonnier. Dies alles bewog die Redaktion dazu, eine deutschsprachige Ausgabe ins Leben zu rufen. Mit einer Auflage von 200 000 Exemplaren startete die deutsche *Charlie Hebdo* am 1. Dezember 2016 und geht demnächst ins zweite Jahr.

### Freigeisterei sondergleichen

Die Chefredaktorin Minka Schneider (ein Pseudonym) stellt Woche für Woche einen Mix von Übersetzungen aus dem Französischen und spezifisch deutschen Beiträgen zusammen, dessen Lektüre sich allemal lohnt: Die journalistischen Beiträge und Karikaturen provozieren im Politischen, Religiösen und Soziologischen nach wie vor ohne Tabu, legen den Finger auf ökologische Brandherde, nehmen Celebrities aufs Korn, zwingen zum Nachdenken über unhinterfragte Vorurteile und sprengen gerne die Grenzen politischer Korrektheit. So macht das Blatt mit einer Freigeisterei sondergleichen auf neuralgische Stellen aufmerksam und setzt dafür den unverwechselbaren Zeichenstift blitzgescheit ein: voller Klamauk, *Gejachter* und Groteske, mit geradezu wahnwitzigem Humor – und zugleich abgründig, schockierend, wirklichkeitsnah.

Ein Beispiel sei abschliessend gegeben; es stammt aus der Feder von Coco, der Zeichnerin Corinne Rey, die das Attentat überlebt hat, und zierte das Cover der Ausgabe vom 5. Oktober 2017: Unter dem Schriftzug «Massaker in Las Vegas» steht ein Mitglied der NRA (National Rifle Association) an einem mit Patronen gefüllten einarmigen Banditen und meint: «Wären die Spielautomaten bewaffnet gewesen, wäre das nicht passiert!»





## Die Bibel

# Der konstruierte und der lebendige Gott

Von Peter Ruch

**C**hristus spricht: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, es sei denn durch mich (Johannes 14,6). Das neuzeitliche Denken ist nicht vom Glauben, sondern vom Zweifel geleitet. René Descartes sagte: «Cogito, ergo sum» – ich denke, also bin ich. Allerdings verzichtete Descartes nicht ganz auf Gott. Er benötigte ihn als vollkommeneres Wesen. Nur angesichts dieses Doppelgängers, der vollkommener ist als er selbst, kann der Mensch aus seinem Zweifel heraus Schritte tun.

Ein solcher Gott ist von mir abhängig. Er ist ein Wesen in meiner Vorstellung, ohne eigene Existenz. Aber kann man Wesen und Existenz überhaupt trennen? Nach allem, was die Bibel sagt, gehört die Existenz zum Wesentlichen. Dasein und Sosein gehören zusammen. Gottes Weg lässt sich vom Gehenden nicht unterscheiden wie ein Spazierweg vom Spaziergänger. Er gleicht eher dem Lebensweg, der einen Menschen zu dem macht, was er ist. Gott macht sich auf seinen Wegen zu dem, was er ist. Wollte er die Schöpfung durch die Sintflut vernichten und rettete sie trotzdem in der Arche Noah, so ist der Rettungswille zu seinem Wesenszug geworden. Gott ist keine keimfreie philosophische Konstruktion. Er offenbart sich vielmehr in Erfahrungen, wie sie in der Bibel geschildert werden, und lässt sich nicht ohne Glauben denken.

Descartes wollte das Sein durch eine Gottesvorstellung sicherstellen. Stattdessen stellte er einen Gott her, der mit dem biblischen Gott nichts gemeinsam hat. Damit hat er dem Atheismus Tür und Tor geöffnet. Der Mensch indes findet seine Erfüllung darin, dass er sich auf einen anderen anstatt auf sich selbst verlassen kann. Sich verlassen heisst auf Selbstbegründung verzichten. In der egozentrischen Gleichsetzung von Denken und Sein war das Ich sich selbst der Nächste geworden. Dadurch geriet es in die Sackgasse der Gottlosigkeit. Aus ihr kann ich mich befreien, indem ich mich auf Jesus Christus als Weg, Wahrheit und Leben verlasse. In Christus ist Gott zugänglich geworden.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.

## Kino

# Ein Teddy im Knast

Ist der flauschige Bär Paddington bloss ein Kinderspass? Aber nicht doch. An ihm hat jeder sein Vergnügen – ganz besonders in «Paddington 2». Von Wolfram Knorr



Gescheites Vergnügen: «Paddington 2».

**N**ein, eigentlich hanebüchen: Da tummelt sich in Londons properem Notting Hill völlig selbstverständlich ein kleiner Bär in rotem Schlapphut und blauem Duffelcoat, grüsst nach rechts und links, wird von allen, die ihm mit Fahrrad oder Auto begegnen, mitgenommen und scheint überhaupt der Wonneproppen des Quartiers zu sein. Ist er natürlich auch, denn nicht nur in Notting Hill, sondern rund um den Globus ist der Bär los: Paddington, ein Flüchtling aus Peru, den die Browns vom Bahnhof Paddington weg in den Kreis ihrer Familie holten, erfunden vom britischen Kinderbuchautor Michael Bond (im Juni verstarb er 91-jährig), ist längst ein Weltstar.

Der Film, dieser Multiplikator, hat aus dem 1956 entstandenen Buch 2014 einen Welthit gemacht, der Klein und Gross begeistert. Klar, dass in Zeiten des Fortsetzungswahns auch der flauschige Teddy nicht einfach aufs Altenteil gesetzt werden konnte. Dafür ist er viel zu jung. Und so folgt nun Teil zwei. Doch wo meistens die Sequels schwächeln, nur aufwärmen, was im Original erfolgreich war, ist «Paddington 2» das Gegenteil: ein Zugewinn.

Paddington, allseits beliebt, möchte seiner Tante, die bald ihren 100. Geburtstag feiert, ein besonderes Geschenk machen und findet es in einem antiken Pop-up-Buch über London. Doch das Buch ist sehr teuer und Paddington fest entschlossen, es sich zu verdienen. Erst als Friseurgehilfe, dann als Fensterputzer. Doch als der abgetakelte Ex-Shakespeare-Mime Phoenix Buchanan (Hugh Grant), der sein Geld nur noch mit Hundefutter-Spots verdient, davon erfährt, klaut er das Buch, und Paddington wird als Dieb ertappt, verurteilt und in den Knast gesteckt.

Er kann es nicht fassen, seine Familie Brown auch nicht. Im Knastalltag gerät Paddington an den schauerlichen Koch Knuckles (Brendan Gleeson), den er jedoch mit seiner Orangenmarmelade weichklopft, und den Rest der Knackis auch. Draussen versucht die Familie Brown fieberhaft, ihren Teddy zu entlasten, und kommt dem wahren Bösewicht immer näher – bei einer aberwitzigen Eisenbahnsturz voll verwegener Stunts.

Regisseur und Co-Autor Paul King und Drehbuchautor Simon Farnaby erzählen wieder mit hinreissendem Charme und herrlich

britischem Humor, und warten mit sagenhaften Slapsticknummern auf. Zu den vielen Highlights gehört Paddingtons Versuch, im Friseursalon einen Rasierer zu handhaben, was mit seinen Tatzen sehr schwierig ist und zu absurden Folgen führt. Nicht weniger einfallsreich sind seine Versuche als Fensterputzer. Im Gefängnis demonstriert er, was Resozialisierung bedeutet. Das ist, mit einem glänzend selbstironisch aufspielenden Hugh Grant, ein zutiefst humanes, emotionales und gescheites Vergnügen. Ein Riesenspass für Jung und Alt. Der perfekte Film für die kommenden Feiertage. ★★★★★

### Weitere Premieren

**Just Like Our Parents** — Okay, um es gleich zu sagen: Familienfilme sind immer herzlich. Vielleicht, weil sie schöne Abziehbilder von rosa Scheinwelten sind, frei von Arbeitswelt, Alltag, Umwelt. Die Brasilianerin Laís Bodanzky bezieht alles mit ein und ist dabei voller Lebenslust. Rosa (Maria Ribeiro), Ende 30, Mutter zweier Mädchen, verheiratet mit einem umweltbewegten Träumer, trägt die ganze Last des Erwerbs, der Erziehung und des Haushalts auf ihren Schultern. Als sie von ihrer Mutter Clarice (Clarisse Abujamra) erfährt, dass ihr leiblicher Vater ein anderer ist als ihr von Clarice geschiedener Papa, bricht erst mal ihr Familienbild zusammen. Rosa, eine willensstarke Mischung aus Mutter Courage und Carmen, mit feuriger Leidenschaft und Pflichtgefühl, hatte hochfliegende Pläne als Theaterautorin und ist als Werbetexterin für Badezimmer hart gelandet. Nach der Beichte der Mutter fängt sie an, sich endlich auf sich selbst zu besinnen. Laís Bodanzky und ihr Gatte und Co-Autor Luiz Bolognesi machen aus Rosa keine Ausreisserin, auch keine idiotische «Ich-sucherin», sie bleibt eine starke Frau, die ihr Leben neu zu ordnen beginnt. Das ist voller Charme, Witz, opulent und saftig. ★★★★★

**Coco** — Die Pixar-Schmiede aus dem Haus Disney bleibt konkurrenzlos. Ihr jüngster Spass ist mexikanischer Kultur gewidmet, genauer dem «Día de muertos» (dem Tag der Toten). Auf Friedhöfen finden Partys statt, und Kinder verkleiden sich als Skelette. Das Fest gilt als Treuegelübde den verstorbenen Familienmitgliedern gegenüber, und genau daraus bezieht Pixar – aber immer voller Respekt vor der mexikanischen Kultur – seine umwerfenden Einfälle. Im Mittelpunkt steht der zwölfjährige Miguel Rivera, der ein Mariachi werden möchte. Seine Familie aber hasst seit Generationen Musik, weil ein Vorfahre für die klingende Muse Frau und Kind verliess. Am «Día de muertos» widerfährt Miguel Magisches: Er gelangt in die Welt der Toten, begegnet sämtlichen Vorfahren, und ein irrer Abenteuerreigen nimmt seinen Lauf. Dem Animationsteam um Lee Unkrich («Toy



Ideenreichtum: Pixars «Coco».

Story 3») gelingt das Kunststück, den Skeletten Leben einzuhauchen und sie nie als Schreckensfiguren darzustellen. Auch darin erweist sich Pixars Ideenreichtum als voller Respekt vor Mexikos Kultur. ★★★★★

### Knorrs Liste

1	<b>Paddington 2</b> Regie: Paul King	★★★★★
2	<b>Detroit</b> Regie: Kathryn Bigelow	★★★★★
3	<b>Blade Runner 2049</b> Regie: Denis Villeneuve	★★★★★
4	<b>The Square</b> Regie: Ruben Östlund	★★★★★
5	<b>Aus dem Nichts</b> Regie: Fatih Akin	★★★★☆
6	<b>Battle of the Sexes</b> Regie: Jonathan Dayton / Valerie Faris	★★★★☆
7	<b>Suburbicon</b> Regie: George Clooney	★★★★☆
8	<b>Victoria and Abdul</b> Regie: Stephen Frears	★★★★☆
9	<b>Maudie</b> Regie: Aisling Walsh	★★★★☆
10	<b>Murder on the Orient Express</b> Regie: Kenneth Branagh	★★★☆☆

## Jazz

### Jazz as Jazz Can

Von Peter Rüedi

Der Einfall des Kritikers Tom Gsteiger, der gelegentlich ins Fach des Produzenten wechselt, mag auf den ersten Blick etwas skurril erscheinen: Seine jüngste CD mit dem in der Schweiz arbeitenden amerikanischen Pianisten William Evans, dem Saxofonisten Donat Fisch (und für zwei Nummern Andy Scherrer, dem Altmeister am Tenor), dem Bassisten Bänz Oester und dem Drummer Jorge Rossy trägt den Namen «Schlitten». Das meint nicht das winterliche Rodelgerät, sondern ist der Name eines etwas verkannten amerikanischen Plattenproduzenten, der für Labels wie Signal, Prestige, Muse, Onyx und Cobblestone arbeitete, bevor er in den Siebzigern sein eigenes Unternehmen namens Xanadu gründete. Kürzlich auf CDs wieder aufgelegt, hielt sich dessen Renommee in den Jahren seiner Gründung in Grenzen. Was nicht an der Qualität der Musik lag, sondern eher an deren Unzeitgemässheit in Zeiten von angesagtem Jazzrock und Fusion.

Don Schlitten produzierte klassischen modernen Jazz, *modern mainstream*, mit Musikern wie Al Cohn, Barry Harris, Dexter Gordon, Nick Brignola u. a. So gesehen hat diese Hommage an den renaissancehaft vielseitigen Schlitten (er war auch Fotograf, Grafiker, Verfasser von *liner notes*, Konzertorganisator) – so gesehen hat diese etwas merkwürdige Hommage durchaus ihre eigene Logik. Sie enthält Musik, wie Schlitten sie geliebt hat, swingenden *no-nonsense-straight-ahead*-Postbop auf der Basis von Standards (der älteste Jerome Kerns «Bill» von 1917, der jüngste Thelonious Monks «Bemsha Swing» von 1952). Gescheite Musik mit Glanzlichtern des luftig lyrischen Joe-Henderson-Nachfolgers Fisch («Sweet Lorraine») und der Gastpräsenz von Scherrer in den zwei Monk-Reverenzen. Nicht zu vergessen das immer diskrete, sensible und knackige Piano von Evans, in der Schweizer Szene unter den vielen guten zweifelsohne einer der meistunterschatzten Pianisten. Kurz, zusammen mit der Rhythmusgruppe insgesamt eine helle Freude, auch wenn da einige Avantgarde-Scouts mäkeln mögen, hier werde nicht der Jazz neu erfunden. *So what* – solange der alte so lebendig ist ...



William Evans, Donat Fisch,  
Bänz Oester, Jorge Rossy,  
Andy Scherrer: Schlitten.  
QFTF 029



# Männer, die sich hochschlafen

Der Mann von heute hat keine Lust mehr, der Frau die Steigbügel zu halten: Im Zuge der Emanzipation findet er zunehmend Gefallen am eigenen Aufstieg durch Beischlaf.

Von Wäis Kiani

Was wissen Sie über Vito Schnabel? Ja, der junge Mann ist der Ex-Lover von Heidi Klum. Aber kannten Sie ihn auch schon, bevor er Klums Lover wurde? Eigentlich ist er ja kein Niemand. Er hat einen berühmten Vater, den Künstler Julian Schnabel, und er hat sich durchaus einen eigenen Ruf als Kunsthändler erarbeitet. Weltweite Bekanntheit erlangte er aber erst durch die Liaison mit der dreizehn Jahre älteren Klum. Niemand machte sich vorher Gedanken über ihn.

Darf ich es leise aussprechen? Vito Schnabel hat sich mit Hilfe von Frau Klum hochgeschlafen. Damit gehört er zu einer neuen Spezies Mann: den Hochschlälern.

Auch wenn Schnabel selbst über Geld und Ansehen verfügt, hat ihn Heidi mit einer grossen Menge neuer, vermögender Menschen zusammengebracht, die es wahnsinnig chic fanden, bei dem neuen Schatzi von Heidi etwas überteuerte Kunst zu kaufen, um sich wiederum die Gunst von Heidi zu sichern.

## Junge Emporkömmlinge

Dass Frauen sich durch die Verbindung mit einflussreichen Männern in eine höhere Liga «schlafen», ist ein alter Hut. Männer finden es in Ordnung, wenn sie allein durch ihre Position jüngere und schönere Frauen anziehen, die sie ohne ihre gesellschaftliche Stellung nicht kriegen könnten. Diese Frauen finden es auch in Ordnung, Männer für die Vorteile, die

sie bieten, zu «lieben» – und nicht für ihre nette Art oder ihren Musikgeschmack. Dazu muss wirklich nichts mehr gesagt werden. Auch den männlichen Hochschläfer gibt es natürlich nicht erst seit gestern – nur gibt es ihn in letzter Zeit immer öfter.

Im Zuge der Emanzipation haben sich die Männer anscheinend davon befreit, immer der Wirt sein zu müssen, auf dessen Kosten sich eine Frau (samt etwaigen Kindern) durch das Leben schmarotzt. Sie wollen jetzt auch durch eine Verbindung profitieren und nicht immer nur der Geber sein. Vor allem, wenn sie selbst

## Guy Ritchie wollte sein *lad*-Leben einfach weiterführen. Madonna hatte dafür kein Verständnis.

schon ziemlich weit oben sind, stehen ihnen viele Türen offen, um noch weiter, höher zu kommen und noch schneller zu sein. Warum nicht mit der Hilfe einer Frau, die in der sozialen Hierarchie über ihnen steht, die Türen öffnen kann und sich gleichzeitig über einen *top catch* an ihrer Seite freut?

Ashton Kutcher, der als Seriendarsteller und MTV-Blödel eher in der B-Liga beheimatet war, ist durch seine Liebesbeziehung mit Demi Moore in kürzester Zeit zu Weltruhm und grossen Filmrollen gelangt. Kaum wurde er morgens beim Verlassen von Demis Anwesen

von Paparazzi fotografiert, war er schon in voller Pracht auf dem Cover des amerikanischen *GQ* abgebildet. Als er allerdings fest genug im Sattel sass, verliess er Demi für die jüngere Mila Kunis, mit der er dann eine Familie gründete.

Hochschläfer müssen nicht wie Vito und Ashton zwangsläufig sehr viel jünger sein. Denken Sie an Arnold Schwarzenegger, den wir zwar alle als Anabolika-Wunder kennen, der ins Bodybuilding-Studio gehört und dadurch in eine sehr abgegrenzte Welt, aber nicht unbedingt durch schöngeistige Interessen aufgefallen ist. Seine Hochzeit mit Maria Shriver, einer Kennedy-Tochter, hat ihm seinen Platz in Amerikas First Family und dadurch den Kontakt zur Aristokratie der gesamten Welt gesichert. Aus dem Bodybuilder wurde ein Gouverneur! Ein weiterer grosser Hochschläfer der Geschichte ist der Fürst von Monaco, der durch die Hochzeit mit der mondänen Grace Kelly auch Hollywood und den internationalen Jetset in sein verschlafenes Piratennest am Mittelmeer lockte und dieses in ein Steuerparadies verwandelte.

## Ausnutzer per Definition

Oft ist es nur ein aufregender Lifestyle, der Männer zu Hochschlälern macht. Ein Bankdirektor aus Zürich mit einem Jahresgehalt im sechsstelligen Bereich wurde zu seiner Schwäche für immens reiche Erbinnen befragt. Ob er das denn nötig habe, er habe doch selbst alles? Seine Antwort war genauso schlicht wie klar: «Wieso? Es ist doch schön, wenn man noch etwas mehr hat.»

Hochschläfer sind per Definition Ausnutzer. Das ist nur dann völlig in Ordnung, wenn der andere, in diesem Fall die Frau, Lust hat, sich ausnutzen zu lassen, weil sie sehr viel zu geben hat und nicht auf die wahre Liebe warten will.

Von beiden Seiten ist es der Profitgedanke, der diese Verbindung antreibt. Man darf den Hochschläfer aber nicht mit dem Toy Boy und sein Gegenüber nicht mit der Sugar-Mommy verwechseln. Der Toy Boy ist immer sehr viel jünger, und die Sugar-Mommy hat lediglich die Aufgabe, dem Toy Boy ein sorgloses Dasein zu bieten. Das kann, je nach Anspruch, auch nur ein warmes Bett und ein schönes Zuhause sein. Beim Hochschläfer geht es um sehr viel mehr. Der Hochschläfer ist grundsätzlich immer gut-situiert und will sich, wenn er schon eine Beziehung eingeht, unbedingt verbessern.

Die Sache ist aber auch nicht so einfach, wie sie sich vielleicht anhört. Denn es widerstrebt



Vom Bodybuilder zum Gouverneur: Arnold Schwarzenegger mit Kennedy-Tochter Maria Shriver.



**Schluss mit Bier trinken und Fussball gucken:** Guy Ritchie mit Madonna.



**Höhere Liga:** Vito Schnabel mit Heidi Klum.

der männlichen Natur – die ja darauf aus ist, zu versorgen, zu beschützen und sich stark zu fühlen –, in einer Beziehung der schwächere Part zu sein. Wir alle wissen, dass derjenige, der weniger Ruhm, Macht oder Geld besitzt, sich irgendwo dem anderen, in diesem Fall der Frau, unterordnen muss. Und das ist nicht jedermanns Sache.

### Anstrengende Superfrauen

Der Regisseur Guy Ritchie zum Beispiel ist mit seinem Vorhaben, mit einem Weltstar wie Madonna zu leben, gescheitert. Er wollte sein britisches *lad*-Leben einfach weiterführen, jeden Abend im Pub sitzen, Bier trinken und Fussball gucken. Madonna hatte dafür weder Sinn noch Verständnis. Die Ehe endete in einem Fiasko, Ritchie wurde mit etwa 60 Millionen Dollar fürstlich abgefunden und hat sofort nach der Trennung ein namenloses Model geschwängert, mit dem er immer noch zusammen ist. «Nie wieder eine übermächtige Frau», denkt er jetzt sicher, die sich nicht nur nicht in sein Leben einfügt, sondern ihm auch noch Vorschriften macht, wie er zu leben hat, und ihn zum Schluss als «emotional zurückgeblieben» bezeichnet. Guy Ritchie ist raus aus dem Hochschläfer-Game, er will nur noch seine Ruhe.

Ein kunstbegeisterter, sehr mächtiger Wirtschaftsmogul hatte vor kurzem eine Affäre mit einer schwerreichen Kunstsammlerin und Erbin. Neben ihrem Vermögen war er mit seinen 100 Millionen und seiner kleinen Sammlung vergleichsweise arm, aber was ihn



**Plötzlich Weltruhm:** Ashton Kutcher mit Demi Moore.

faszinierte, war weder ihr Geld noch der Lifestyle mit Personal und Entourage im Privatjet – es waren die hochkarätigen Kunstkontakte, Partys und konspirativen Sammlertreffen in der ganzen Welt und das, was er als Kunst-Groupie dadurch lernen konnte. Es ging dennoch nicht lange gut, sie stritten sich die ganze Zeit, weil niemand sich unterordnen wollte und konnte. Aus der On-off-Beziehung wurde ein endgültiges Off, und der

Mogul ging reumütig zurück zu seiner lieben Ehefrau.

Hochschlafen ist keine leichte Sache und erfordert professionelles Taktieren und ein klares Ziel vor Augen. Prinz Philip, Hochschläfer neben der Queen, muss bis zu seinem Tod damit leben, dass er immer hinter seiner Frau gehen muss, dass sie die Queen ist und er nur der Prinzgemahl. Dafür lebt er immer im Schloss, was anscheinend genau das ist, was er wollte. ○

### Der Hochschläfer-Guide

**Was man mitbringen muss** — Essenziell sind perfekte Manieren und ein ästhetisch einwandfreies Äusseres. Eine solide Grundbildung sowie kulturelles und gesellschaftliches Basiswissen sind unerlässlich. Auch das Talent, sich auf jedem gesellschaftlichen Parkett so sicher zu bewegen wie auf einem Festival in der Wüste, ist gefragt. Ein Hochschläfer muss sich im Smoking und in Lack-Slippern genauso wohl fühlen wie in der Badehose. Er muss sich mit Wein und Cognac auskennen, mit Stäbchen mühelos hantieren können und sollte nicht auf jedes Essen Ketchup schütten. Er muss ein perfekter Gastgeber sein, egal, ob auf der Hazienda oder im Chalet. Er muss nicht tanzen können, aber er muss es in Ordnung finden, wenn es andere tun. Das Knast-Model, der neue Freund von Topshop-Erbin Chloe Green, erfüllt sicher keine der obengenannten Voraussetzungen, sieht dafür umwerfend gut aus, und die bei-

den haben Spass zusammen. Ein Hochschläfer ist nie Einsiedler oder Griesgram.

**Was man erdulden muss** — Ihren Lifestyle, ihre Freunde und ihre Familie. Wenn sie Kinder hat, auch diese. Der Hochschläfer muss ins Theater, in die Oper, auf Kunst-Openings und in Konzerte gehen, und er muss Lust haben, darüber zu sprechen. Wer sich mittels einer Aristokratin hochschläft, muss die Arroganz erdulden, mit der die *aristos* einem Nicht-*aristo* begegnen, wenn sie eigentlich unter sich sein wollen. Auf Adelsbällen zum Beispiel.

**Was man aufgeben muss** — Sein Ego, falls es zu stark ist. Polygamie ist auch ungerne gesehen. Viele Hochschläfer fliegen verfrüht aus der Hochschlaf-Spirale raus, weil sie untreu waren. Monogamie ist leider unbedingt erforderlich. Wer sich an einen Weltstar wie Heidi Klum oder Madonna gewagt hat, muss auch seine *privacy* aufgeben und damit leben, dass Paparazzi an jeder Ecke auf ihn lauern und selbst seinen Müll durchwühlen.





Thiel

## Linksrechts

Von Andreas Thiel

**Linker:** Herr Thiel, sind Sie rechts?

**Thiel:** Wieso? Sind Sie links?

**Linker:** Ich denke nicht in diesem Linksrechts-Schema.

**Thiel:** Diesen Satz höre ich oft und zwar gerade von Linken. Aber ich höre ihn immer erst, wenn der Linke seine eigene Position definieren muss.

**Linker:** Dann hören wir doch auf mit diesem Links-rechts-Schema.

**Thiel:** Da vertreten Sie jahrelang linke Ideologien, und wenn Sie merken, dass Sie jahrelang falschgelegen haben, fällt Ihnen nichts Besseres ein, als zu sagen, man müsse mit diesem Links-rechts-Schema aufhören.

**Linker:** Ich versuche eine Position jenseits von links und rechts einzunehmen.

**Thiel:** Das ist löblich. Aber dass es diese Position jenseits von links und rechts schon immer gegeben hat, ist Ihnen nicht aufgefallen.

**Linker:** Was für eine Position?

**Thiel:** Diese Position nennt man Liberalismus. Die Linken haben das nicht gemerkt, weil sie immer alles, was nicht links ist, bekämpft haben, im Speziellen auch den Liberalismus. Und wenn sie gemerkt haben, dass die linken Positionen eigentlich menschenunfreundlich, um nicht zu sagen: menschenfeindlich sind, möchten sie gerne selber liberal sein. Sie nennen sich dann linksliberal. Ein Linksliberaler ist einer, dem es nicht mehr ganz geheuer ist, links zu sein, und der wegen seiner linksideologischen Verirrung aber nie mitgekriegt hat, dass es den Liberalismus die ganze Zeit über immer gegeben hat, er aber nie links war.

**Linker:** Na, egal, ich bin vielleicht, wie Sie gesagt haben, linksliberal.

**Thiel:** Ihr «Linksliberalen» scheint euch aber immer noch nicht bewusst zu sein, dass sich eure linken Ideologien nicht mit dem Liberalismus vertragen.

**Linker:** Wieso nicht?

**Thiel:** Weil linke Ideologien aus liberaler Sicht eher rechts sind als liberal.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Schönheit, Geist und Kuchen

«Salon d'Esprit» mit dem Schriftsteller und Philosophen Rüdiger Safranski; «Wörterznacht» auf Tournee. Von Hildegard Schwaninger

**G**abriele Paltzer, die Frau von Edgar Paltzer, dem Rechtsanwalt, der wegen Bank-Frey-Steuerproblemen in den USA zurzeit in den Schlagzeilen ist, lässt seit 2003 die Tradition der Salondamen wieder aufleben und veranstaltet in ihrer Villa am Zürichberg einen «Salon d'Esprit». Salondamen sind eine Spezies aus dem 18., 19. und 20. Jahrhundert, es waren mit Schönheit, Geist und Charme gesegnete Damen der Gesellschaft, die ihre Häuser und Stadtpaläste gastfreundlich öffneten und zu geistiger Anregung einluden. In Erinnerung sind heute noch Madame Julie Récamier aus Paris (nach ihr ist die berühmte Récamier-Liege benannt) und **Berta Zuckerkandl** aus Wien.

Auch Gabriele Paltzer hat das Ziel, dass in ihrem Salon nicht nur gut gegessen (es gibt Suppe, Salami und ein bestausgestattetes Käsebüffet) und getrunken wird; es soll gedacht, diskutiert und debattiert werden. So lädt sie in ihren «Salon d'Esprit» jeweils einen anregenden Referenten. Diesmal war es **Rüdiger Safranski**, der Schriftsteller und Philosoph. Ein Universalgelehrter, der über praktisch alles geschrieben hat, Goethe, Schiller, Nietzsche, Heidegger, Schopenhauer, über Romantik, das Böse, die Wahrheit und die Zeit. Safranski beglückte das Publikum mit einem Vortrag zum Thema «Zeit». Er begann mit dem Monolog der Marschallin aus dem «Rosenkavalier», dem Text von Hugo von Hofmannsthal, dem wohl anrührendsten

Stück Weltliteratur zum Thema Zeit. «Die Zeit, die ist ein sonderbar Ding. Wenn man so hinlebt, ist sie rein gar nichts, aber dann auf einmal spürt man nichts als sie.» Das Publikum lauschte gebannt, in der ersten Reihe Safranskis Frau, **Gisela Nicklaus-Safranski**, unübersehbar mit ihrer wilden Mähne und den roten Lippen. Man sah, wie sie mitfieberte beim Vortrag ihres Mannes. Sie ist Romanistin, Übersetzerin und ehemalige Verlagslektorin. Das Ehepaar ist sinnenfroh, sie haben schon am Mittag eine Flasche Wein getrunken.

Gabriele Paltzer, die ihren Gast immer mit empathischen Worten den Gästen präsentiert, wirkte beglückt, einen solchen Referenten zu haben, und Safranski war bei seinem Vortrag sehr inspiriert. Die Gäste sassen dichtgedrängt im Wohnzimmer, mittendrin der Hausherr **Edgar Paltzer**. Unter ihnen: **Franziska Tschudi**, VR-Delegierte der Wicor-Gruppe, und ihr Mann, der Jurist **Thomas Sauber**, das Winzer-ehepaar **Eckard** und **Erika Harke-Hug** von Château Laquirou (Musik Hug haben sie verkauft), Rechtsanwalt **Hans Wille** und **Isabelle Wille** (Sportlehrerin), Wohltäterin **Lea Wyler** (Rokpa), **Gabrielle Rosenstein**, Präsidentin des Verbands Schweizerischer Jüdischer Fürsorgen, mit Ehemann **Roman Rosenstein** (Unternehmensberater), Hotelier **Peter Bally** (früher «Park Hotel Vitznau», heute international tätiger Berater) mit **Junia Bally** (Interior-Designer). Prinzessin **Diana zu Fürstenberg** (auch Interior-Designer und Ex-Frau von Prinz



Fast verliebt

## Feministisch daten

Von Claudia Schumacher

**D**ie Sache entgleitet mir», sagt die kleine Céline, für einmal mit ungewöhnlicher Härte im Gesicht. «Schau, ich bin Feministin oder so, und Jay7 ist ja

auch voll feministisch», erzählt sie, kann sich bei dem Satz ein verliebtes Grinsen nicht verkneifen, wird dann aber wieder ernst: «Aber die Wahrheit ist eben auch, dass ich in meinem Feminismus noch nie so verunsichert war wie jetzt.»

Die 22-jährige Lifestyle-Journalistin und der 20-jährige Influencer: Mit ihr will gefühlt jeder dritte Hipster in Zürich ein Date, und ihm folgen rund 4000 Teens und Twens auf Instagram, hauptsächlich Mädchen und Frauen – was zwar noch keine Follower-Zahl ist, mit der man gut Geld verdienen könnte, aber in der Schweiz gilt man eben ab 2000 Followern als Influencer, und Jay7 trägt diese «Berufs»-Bezeichnung mit Stolz. Lange Geschichte, kurzer Sinn: Die beiden passen zueinander wie die Faust aufs Auge. Amors Pfeil scheint sie auch empfindlich getroffen zu haben – womöglich sogar am Hirn. Wenn Céline manisch



Reiselust: Gabriella und Frank Baumann.



«Die Zeit, die ist ein sonderbar Ding»: Safranski.



In bester Gesellschaft: Franziska Tschudi.

Maximilian zu Fürstenberg) fand beim anschliessenden gemütlichen Beisammensein heraus, dass Rüdiger Safranski und seine Frau schon Gäste auf der Burg Jagsthausen waren, wo Diana aufgewachsen ist. Diana Fürstenberg ist die Tochter von Alexandra Freifrau von Berlichingen, die mit dem ehemaligen deutschen Bundespräsidenten Roman Herzog verheiratet war, der mit ihr auf der Burg Jagsthausen lebte. Safranski war, als Roman Herzog noch lebte, dort zu Besuch. Zum Dessert reichte Gabriele Paltzer selbstgebackene Kuchen.

Mehr als zehn Jahre war der «Wörterznacht» des Wörterseh-Verlags einer der ersten Termine, die man sich fürs neue Jahr vormerkte. Frank Baumann und Gabriella Baumann luden in den «Weissen Wind» im Zürcher Oberdorf, es gab immer Ghackets mit Hörnli und ein Riesengedränge. Leser, Buchhändler, Autoren, potenzielle Autoren, alles war da, was sich für Bücher interessierte. Und das Gastgeberpaar zelebrierte – immer mit einer gehörigen Prise Eitelkeit – seine Grossartigkeit. Jetzt ist es damit vorbei, weil die beiden wieder einmal etwas Neues bieten wollen. Ab 2018 machen sie eine Lesetour durch die ganze Schweiz, wie sie sie schon vor ein paar Jahren erfolgreich durchführten. Sie reisen mit ihren Autoren durchs Land und führen Lesungen in den Schweizer Tophotels durch. Den Start macht die Schweizer Vorzeigealpinistin Evelyne Binsack mit ihrem Buch «Grenzgängerin». Am 11. Januar im «Schweizerhof» in Bern.

#### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

am Handy hängt, kann man vor ihrem Gesicht schnipsen, ohne dass sie, gleich einer Hirntoten, aufschaut. Aber es ist auch süss: Jay7 hat neulich ein Bild von sich mit ihr im Arm auf Instagram geteilt, dazu die Hashtags: #myatomsloveyouratoms #chemistry. Nase rümpfen darf hier eigentlich nur, wer nie jung war.

Aber was ist jetzt noch mal das Problem? «Absurderweise fühle ich mich in meiner Weiblichkeit gekränkt, seit ich auf ihn zugegangen bin», erzählt Céline. Sie war es, die Jay7 auf Instagram angeschrieben hat, weil er ihr gefiel. «Und das ist doch eigentlich nur emanzipiert, oder? Warum soll immer der Mann den ersten Schritt wagen?», fragt sie rhetorisch. Aber nun sei sie trotz ihrer feministischen Überzeugungen ständig verunsichert, ob er sie genug will, mag und schätzt. Und irgendwie ertappe sie sich selbst dabei, wie sie

versuche, ihn doch noch dahin zu manipulieren, dass er die Zügel übernimmt. «Dabei verhalte ich mich völlig albern. Vor dem ersten Date habe ich ihm sogar geschrieben, dass er dann bitte zahle – und das war nur halb im Scherz!» Sie schlägt die Hände vors Gesicht. «Wie kann ich Feministin sein und mich gleichzeitig nach der klassischen Rollenverteilung sehnen, sobald ich mich verliebe?», bringt Céline ihren Stress auf den Punkt. Und damit nicht genug: Mitunter nerve sie es auch, dass er jünger sei als sie. Zum Ausgleich verweigere sie es im Bett generell, auch mal oben zu sein.

«Ist denn eine Besserung in Sicht, wird er initiativer?», frage ich also. Céline schiebt sich etwas freudlos einen Happen Sushi in den Mund, sagt: «Nein, gar nicht. Schliesslich ist er Feminist. «Starke Frauen vor!», sagt er, und noch mehr so Zeugs.»



Unten durch

## Wasser lassen

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du sitzt beim Urologen im Wartezimmer und fragst dich, warum man diese Ärzte eigentlich so nennt. Ist Uros ein lateinischer Gott? Oder heisst «Logos» auf Lateinisch «tasten»? Du hattest fünf Jahre Latein, aber diese Sprache ist von deinem Gehirn abgeperlt wie Regen von einer Goretex-Jacke. Wenn der grauhaarige Grossvater, der neben dir im Wartezimmer sitzt und die *Schweizer Illustrierte* liest, ein alter Römer wäre, könntest du ihn nicht mal fragen, ob er seine Urinprobe schon abgegeben hat, und falls ja, ob er dir einen Tipp geben kann, wie man das hinkriegt, wenn man gar nicht muss. Du bist zum ersten Mal beim Urologen, und die Arztgehilfin hat dir einen Plastikbecher in die Hand gedrückt, wortlos. Sie hielt dich wohl für einen Habitué, der in Männerarztpraxen ein und aus geht, und der in der einen Praxis beiläufig eine Samenprobe abgibt, in der zweiten ein Becherchen frischesten Urins und in der dritten mal so nebenbei seine Vorhaut, «weil's einfach hygienischer ist».

Selbstverständlich wäre es auch für dich kein Problem, diesen Becher mit Sperma zu füllen; das würdest du an einem einzigen einsamen Samstagabend mühelos schaffen, vorausgesetzt, die Internetverbindung funktioniert. Aber du nimmst an, dass die Arztgehilfin wahrscheinlich doch eher auf den trivialeren deiner Körpersäfte aus ist, und das ist ein Problem, denn du hast gerade deine chinesische Woche. Die Chinesen sagen: «Einmal in der Woche kein Bier, eine Woche im Monat nicht, einen Monat im Jahr nicht, ein Jahr im Leben nicht» (welches Jahr das ist, kann man sich aussuchen; die Schlaun entscheiden sich rückwirkend für ihr erstes Lebensjahr). Und wenn du morgens kein Bier trinkst, musst du erst abends während der «Tagesschau» zum ersten Mal Wasser lassen.

Wie also sollst du jetzt diesen Becher vollkriegen? Du schliesst die Augen und denkst: «Wasser lassen! Wasser lassen!!» Du stellst dir einen Dorfbrunnen vor, der plätschert, und zwar steht er neben einem Bach, der gluckert, und auf der Wiese hinter dem Bach regnet es auf das Blechdach eines Velohäuschens runter, und dahinter rauscht das Meer, und eine Kompanie Marine-

>>> Fortsetzung auf Seite 80



soldaten pinkelt von einem Flugzeugträger ins Meer runter, die ganze Welt lässt Wasser. Aber genau in dem Moment, in dem du endlich einen ernsthaften Drang verspürst, weckt dich die Arztgehilfin aus deinen plätschernden Vorstellungen und sagt: «Wir bräuchten dann allmählich ihre Probe, bitte.»

Das dumme Huhn! Andererseits kann sie ja nicht wissen, dass du unter Druck immer versagst. Deine Ex-Frau hat sich jeden Samstagabend in ihrem halbdurchsichtigen Schlafanzug aus Paris neben dich vor den Fernseher gesetzt und gesagt: «So jetzt!» Das hat nie geklappt. Wenn im Supermarkt über einem Regal steht «GREIFEN SIE JETZT ZU!», kaufst du eine andere, teurere Ware, bei der du nicht unter Druck stehst. «Ich liefere noch vor Weihnachten», sagst du zur Arztgehilfin, und der Grossvater neben dir lacht und sagt: «Aegroti salus suprema lex.» Es stellt sich heraus, dass er wegen einer «Pstata»-Untersuchung hier ist, wie er es nennt, und dass er ein Jahr jünger ist als du – das ist erschütternd. Er sagt, die Prozedur sei bei ihm immer sehr schmerzhaft, er verstehe nicht, weshalb immer behauptet werde, es sei nur «unangenehm», das sei ein Euphemismus. Der Arzt müsse «spannen», um an die «Pstata» heranzukommen wem das nicht weh tue, der habe «im Arsch keine Nerven». Er jedenfalls beisse während der Untersuchung immer auf ein Stück Eichenholz, das vermindere das Schmerzempfinden um rund 20 Prozent, das hätten schon die Feldärzte des Mittelalters gewusst. Du bedankst dich bei ihm, stehst auf, stellst den leeren Becher auf die Empfangstheke, und als dir im Treppenhaus die Arztgehilfin von oben zuruft: «Es geht zur Not auch ohne Urinprobe!», rufst du zurück: «Ja, und auch ohne Untersuchung!»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Italianità über alles

Von Peter Rüedi

Vierzig Restaurants in der ganzen Schweiz, eine erstklassige Weinhandlung in Zürich (mit Italien-Schwerpunkt wie im gastronomischen Sektor), ein inzwischen auf vierzig Hektaren Rebfläche angewachsenes Weingut Tenuta Vallocaia im toskanischen Montepulciano: Würde es sich bei Rudi Bindellas polyvalenten Unternehmungen um Politik und nicht um das Geschäft mit Lebensfreude (der Slogan über allen Sparten heisst «La vita è bella») handeln, im Sinn der Gewaltentrennung wäre Skepsis angezeigt. Aber weil es, wie gesagt, um Lebensfreude geht und diese eine unteilbare Qualität ist (bei Bindella erstreckt sie sich zusätzlich auf sein mäzenatisches Verhältnis zur bildenden Kunst, das auch die geradezu bibliophilen Kataloge seiner Weinhandlung prägt), ist es angesichts seiner auseinanderliegenden und doch engst verbundenen Operationsfelder eher angezeigt, von wechselseitigen Synergien zu sprechen. Jedenfalls wird im genannten Katalog «Vinario 2017/18» das haus-eigene Weingut ab Seite 185 präsentiert, als eines unter vielen, darunter einige heraus-

ragende Vertreter des piemontesischen und toskanischen Öno-Hochadels (wie Braida, Bruno Giacosa, Prunotto, Ornellaia, Masseto, Sassicaia), aber auch süditalienische Cracks wie Mastroberardino aus der Campania, der unlängst an dieser Stelle präsentierte Basilisco aus der Basilicata oder die Grossbetriebe Tasca/Regaleali aus Sizilien oder Sella & Mosca aus Sardinien. Italianità über alles, vom Veltlin (Plozza) bis zur Stiefelspitze, trotz einiger spanischer respektive chilenischer Fussnoten (Torres). Eigentlich verdiente Bindella als gastronomischer Sondergesandter in der Schweiz längst die Auszeichnung «Cavaliere del Lavoro».

Was die Tenuta und ihre «Vini Nobili di Montepulciano» betrifft, haben die italienischen Weinführer das längst begriffen und zeichnen die Flaschen aus Vallocaia regelmässig mit komfortablen Bewertungen aus. So verleiht der «Gambero Rosso» Bindellas reinem Sangiovese «I Quadri» in der Version 2013 seine berühmten drei Gläser. Von welcher Auszeichnung man halten mag, was man will, aber manchmal trifft sie doch einen Wein, der sie verdient. Dies ist ein solcher: Im Edelstahl vergoren und achtzehn Monate im 300-Liter-Fass aus französischer Eiche, dann weitere zwölf Monate auf der Flasche gereift, ist dieser Sangiovese (wie alle mit Sorgfalt gemachten Tropfen aus dieser Sorte) kein Ranschmeisser; er will mit seiner diskreten dunkelbeerigen Nase, dem gutstrukturierten Körper und der schönen Säure erst entdeckt werden, bereitet dann aber umso nachhaltigere Freuden. Die Röstnoten vom Holz sind klug dosiert, wie «I Quadri» generell ein sehr schöner, nicht überinszenierter Montepulciano ist.

Vino Nobile di Montepulciano Tenuta Vallocaia I Quadri 2013, 14%. Bindella, Zürich, Fr. 32.50. [www.bindella.ch](http://www.bindella.ch)



## Zu Tisch

# Kein karger Boden

Von Andreas Honegger

Adelboden ist für die meisten von uns kein Ferienort im Berner Oberland und meint allenfalls ein Mineralwasser. Hier aber soll vom gemütlichen Restaurant «Adelboden» in Steinen bei Schwyz beim Aufstieg auf den Sattel die Rede sein. Das

Attribut «gemütlich» für die getäferten Stuben des Lokals soll aber nicht in eine falsche Richtung führen: Hier ist vieles rustikal, jedoch auf einem sehr hohen Niveau, und der Service, aber auch die Küche sind durchaus elegant. Ruth und Franz Wiget leisten mit einem durchwegs jungen Team konstant Grossartiges: Mit ihrer regional inspirierten Haute Cuisine konnten sie 2 Michelin-Sterne und 18 Gault-Millau-Punkte nach Steinen holen.

Die Amuse-Bouches mit Mini-Hacktätschli, weissem Lardo auf dunklem Brot, Rehtatar mit Gelee und einem Stück Blutwurst mit Wirz in Blätterteig sind wirklich ein Vergnügen. Das Sechs-Gang-Menü (Fr. 195.–) startet mit einer Variation von Gänseleber, einem dünnen, aber hohen Block, einer «Kirsche» aus dem gleichen Stoff, und einem Süsspchen. Prächtig auch eine Serie von rohen Saiblingfilets von einer nahegelegenen Zucht, ein Trio von Lauchbeet, Zander und kleinen Eier-

schwämmchen sowie ein Carpaccio aus Hummerfleisch auf Risotto. Den Hauptgang haben wir vorbestellt: Franz Wigets ganze Kalbshaxe. Sie wird stundenlang langsam gegart und dann mit Butter glasiert. Hinreissend ist auch die Käseplatte mit einer Fülle von Weichkäsen, hinter denen wie die Felsmassive in den Alpen die mächtigen Stücke der einheimischen Bergkäse emporragen. Dazu wird auf einem Holzbrett ein Speck aus der Region aufgestellt, den man nach Lust und Laune tran-chieren kann. Trotz den vielen Gängen fühlt man sich indessen nicht voll, der prächtige Teller mit dem Dessert wird für einmal nicht verschmäht. Klar, dass die Weinkarte so vielseitig aufgebaut ist wie das Menü.

Restaurant Adelboden, Schlagstrasse, 6422 Steinen SZ. Tel. 041 832 12 42. Sonntags und Montags geschlossen.



## Motorrad

# Meine Töffsaison (IV)

Als Vorbereitung auf die zweiradfeindliche Jahreszeit bauen wir eine BMW R 1200 GS von Lego Technic. *Von David Schnapp*

Es trägt die Herstellernummer 42063 und ist Teil meines diesjährigen Ferienprogramms: ein Modell des legendären BMW-Motorrads R 1200 GS Adventure, bestehend aus 603 Teilen, von Lego Technic. Die Spielwarenfirma mit den ikonischen Bausteinen hat vor einiger Zeit angefangen, Kooperationen mit anderen grossen Marken einzugehen; daraus entstanden etwa Modelle des Lastkraftwagens Mercedes Arocs mit pneumatischer

Pumpe und Kranarm oder des Sportwagens Porsche 911 GT3 RS, bei dem man ein kleines Doppelkupplungsgetriebe zu bauen hat.

Ich bin eigentlich eher ein Playmobil- und kein Lego-Kind, aber ein Lego-Technic-Modell zu bauen, ist eine wunderbare Erfahrung, eine Mischung aus Konzentrations- und Meditationsübung, die Fingerspitzengefühl und Ausdauer verlangt. In Zukunft werden wir Technikfreunde dank Augmented Reality, der computergestützten, erweiterten Wahrnehmung der Realität, virtuell in Motoren und Getriebe eintauchen können. Lego Technic bietet mit seinen komplexen Bausätzen gewissermassen den analogen Weg ins Innere einer Maschine.

Die «GS», wie sie ihre Anhänger kurz und zärtlich rufen, ist nicht die Schönste unter den Motorrädern dieser Welt, aber wohl eines der besten Zweiräder überhaupt. Ich kenne Leute, die sind mit einer GS quer durch Südamerika oder von Zürich nach Afrika gefahren, und im Stadtbild ist die echte BMW so häufig zu sehen

wie bei schönem Wetter auf einer pittoresken Bergstrasse. Als meine R nineT diesen Sommer zum Custom-Bike umgebaut wurde (*Weltwoche* Nr. 29/17), fuhr ich ersatzweise eine R 1200 GS, und als ich sie wieder zurückgeben musste, besorgte ich mir das Modell zum Selberbauen für die Jahreszeit, in der das Motorrad nicht zum bevorzugten Verkehrsmittel zählt.

Mit der Hilfe meines Sechsjährigen schaffte ich es in drei Stunden und etwa vierzig Minuten, sah dabei meinen Fingern zu, wie sie unter anderem einen kompletten Antriebsstrang mit Kurbelwelle aus grauen, blauen, schwarzen und roten Kunststoffteilchen schufen. Der Boxermotor mit seinen zwei Zylindern und – im richtigen Leben – mit 1170 ccm<sup>3</sup> Hubraum wurde greifbar, und die Vorderradaufhängung mit der Bezeichnung «BMW Motorrad Telelever» geriet zur Geduldprobe. Als ich den aufwendig zusammengesetzten Lenker mit der Maschine «verheiratet» konnte, freute ich mich wie ein Kind.

603 Lego-Teile klingt nach einer überschaubaren Menge, es ist aber dennoch erstaunlich, wie viele Fehler einem auf dem Weg vom Einzelbaustein zum fertigen Modell unterlaufen können. Geduld, Ausdauer, Scheitern und Weitermachen: Am Ende ist so ein Lego-Technic-Modell eine Schule fürs Leben und ersetzt einem das Managementseminar oder andere therapeutische Massnahmen.

### Lego Technic BMW R 1200 GS Adventure

Teile: 603

Bauanleitung: digital 3-D, gedruckt

Masse:

33 x 10 x 18 cm

Preis: Fr. 59.90





## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man sich zur Begrüssung herzlich umarmen, wenn man sich zum ersten Mal sieht? Und wann ist nur Händeschütteln angesagt?  
*Arthur Thoma, Lavin*

Von einer Umarmung zur Begrüssung, wenn man sich zum ersten Mal sieht, ist Abstand zu nehmen. Vor allem als Mann könnte man Sie mit Harvey Weinstein verwechseln. Die Hand zum Gruss auszustrecken, ist dagegen nie falsch. Aber aufgepasst: Hand «geben», nicht «schütteln», besonders wenn Ihr Gegenüber eine Frau ist. Für den Fall, dass Sie ein Nachfahre einer wichtigen Familie sind (oder gerne wären), können Sie's mit einem Handkuss versuchen; Kenner küssen dabei, übrigens, ihren eigenen Daumen, mit dem sie die Hand der Frau halten. *Mark van Huisseling*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Nun wissen wir es. Der Bundesrat verschenkt wieder 1,3 Milliarden Franken in Richtung Brüssel.» *Armin Weber*

### Beruhigungsspillen

Nr. 46/47 – Zur Berichterstattung in den letzten beiden Ausgaben über die EU-Kohäsionsmilliarde

Nun wissen wir es. Der Bundesrat verschenkt wieder 1,3 Milliarden Franken in Richtung Brüssel als Kohäsionsmilliarde. Kohäsion steht für Zusammenhalt zwischen einzelnen Staaten und Regionen. Doch die Schweiz ist glücklicherweise nach wie vor nicht in ein grösseres EU-Gebilde integriert. Einmal mehr scheinen dies unsere Parlamentarier zu vergessen. Toll, wie sie unsere Steuergelder verschwenden. Steuerhinterziehung ist bekanntlich strafbar, Steuergeldverschwendung nicht. Müssten die Parlamentarier mit ihrem privaten Vermögen dafür geradestehen, die Geldgeschenke würden schlagartig verschwinden.

*Armin Weber, Grünenmatt*

Hat der EU-Kommissions-Präsident mit seinen konfusen Küssen unsere Bundesrätinnen zur masslosen Freigiebigkeit bezirzt? Die Linken verschenken auf jeden Fall wieder permanent, penetrant Steuergelder, ohne eine konkrete Gegenleistung ausgehandelt zu haben. Ist dieses Verhalten einfach nur naiv und unterwürfig?

*Konrad Rüegg, Ebnat-Kappel*

### Leider immer noch der Feind Nummer eins

Nr. 47 – «Bedingt bereit»; Wolfgang Koydl über die Europäische Union

Die Feststellung «Obwohl Pesco angeblich keine Konkurrenz zur Nato sein soll, dürfte man dies in Washington anders sehen» widerspricht der Behauptung: «Die EU schürt Russlands [angebliche] Umzingelungsparanoia.» Abgesehen davon, dass man Russlands Besorgnis über das wortbrüchige Vorrücken der Nato bis auf Raketenreichweite nicht als «Paranoia» bezeichnen darf, kann Russland eine europäische Konkurrenz zur Nato nur begrüssen. Für die in der Nato federführenden USA, laut Paul Craig Roberts «wahnsinnige Idioten», welche um jeden Preis eine Normalisierung der Beziehungen mit Russland verhindern wollen, ist Russland leider immer noch der Feind Nummer eins, während sie bei Pesco nichts zu sagen haben, gemäss der Maxime unseres früheren «Schattenaussenministers» Ernst Mühlemann, der schon immer gegen die US-Hegemonie in Europa gewesen ist.

*Victor Lambert, Rickenbach Sulz*

### Gleichwertig anerkannt

Nr. 47 – «Maurer vs. Parmelin»; Hubert Mooser über den Zivildienst

Die Armee muss für junge Schweizer attraktiver gemacht und in Bezug auf den Zivildienst konkurrenzfähiger werden. Weiter müssen die Leistungen der Zivis für unsere alternde und mit vielen Herausforderungen konfrontierte Zivilgesellschaft endlich gleichwertig anerkannt werden. Wer Zivildienst leistet, ist nicht gegen die Armee und Sicherheit unserer Schweiz, sondern hat ein anderes Welt- und Lebensbild. Das muss in unserer demokratischen und freiheitlichen Schweiz möglich sein.

*Roger E. Schärer, Feldmeilen*

### Nur noch linke Ideen

Nr. 45 – «Paarlauf gegen Andersdenkende»; Philipp Gut über die Universität Zürich

Wenn ich mich richtig erinnere, waren diese beiden Akteure schon in der Schlammschlacht um Christoph Mörgelis Entlassung an der Uni Zürich beteiligt. Gemäss Philipp Sarasin und Svenja Goltermann liegt jeder, der rechts denkt und handelt, falsch. Ist das die viel gerühmte direkte Demokratie? Und was für ein politisches Verständnis haben die beiden? Es müssen und dürfen nur noch linke Ideen gelebt werden. Es scheint, dass gewisse Leute glauben, mehr zu sein, als sie wirklich sind.

*Lucien Burri, Kappelen*

### Laufender Gesetzesbruch

Zum Auftritt von Roger Köppel im «Sonntalk» auf Tele Züri vom 26. November

Waren das wirklich Sie, Herr Köppel von der *Weltwoche*, der voll des Lobes war über die selbstherrliche, machtbesessene Diktatorin Merkel? Die *Weltwoche* hat Merkels Energiewende und Willkommenskultur richtigerweise immer kritisiert, und jetzt höre ich von Ihnen ein Lob in den höchsten Tönen. Eine Frau, die unermesslichen Schaden in Deutschland und ganz Europa angerichtet hat, die Millionen von Menschen fremder Kulturen, teilweise ohne gültige Papiere und unter falschem Namen, illegal in ihr Land strömen liess – dies alles, indem sie laufend Gesetzesbruch begangen hat. Eigentlich gehört eine Person mit einem solchen Palmarès längst hinter Gitter. *Marlisa Schmid, per E-Mail*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

	1	2	3	4		5		6		7	8	9	10	11
12						13	14		15		16			
17						18				19				
		20				21							22	
23	24						25					26		
				27		28			29					
30		31	32					33						
	34					35	36				37		38	
39					40					41				
42							43		44					
		45							46					
47							48					49		

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Gedankenlos in der Leere

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Namentlich eins: schwedische Hafenstadt und Tintenfisch. 7 Frisch ist's, oft gar kühl, sagen sie in der Roman-die. 12 Es ist eine typische Fortsetzungsgeschichte. 13 Sie klingt leicht näselnd, doch ihr Ton ist scharf. 16 Eier als ein veritabler Salat. 17 Das Inselchen tauchte einst auf Befehl Apollos auf. 18 Einer von den dreien: legendär, königlich, heilig. 20 Als Geschenk geben kommt da hin. 22 Keine, wenn dabei Berner im Spiel sind. 23 Zuger Gemeinde, von der Lorze umflossen. 25 Machen Gläubige mit sich und Putzfrauen sonstwie. 27 Er: laut Hebbel der sechste Sinn des Menschen. 29 Das menschliche Auge ist im Prinzip auch eine. 30 Kenia: Auf den Indischen Ozean orientierte Hafenstadt. 33 Zahlungsmittel in fränkischer Zeit. 34 Ob der Platz reicht, hängt auch von ihm ab. 35 Sie ist auch als die Grosse Indische Wüste bekannt. 37 Für das US-Magazin ist die Zeit ein fester Begriff. 39 Der Kanton und wie ihn Bewohner liebevoller nennen. 41 Zahlwort der weiblichen Art. 42 Fluss, See, Park - Hamburg lässt grüssen. 43 Wenn's um Erdkruste und Gesteine geht, ist sie gefragt. 45 Der Hunne lehrte auch die Römer das Fürchten. 46 Bei Streitigkeit die Tätigkeit fürs Gegenteil. 47 Bei Expertenrunden ist er sicher nicht gefragt. 48 Massive Masseinheit. 49 Jener berühmte Kommissar konnte böse knurren.

**Senkrecht** — 1 Jener Bruen, Ire und Autor düsterer Storys. 2 Dazwischen in der Türkei. 3 Das richtige Gefühl ist hier etwas abhanden gekommen. 4 Bei Richtigstellung ist's ein islamischer Fürst. 5 Das Gewand für den festlichen Anlass. 6 Far niente, und was es erst perfekt macht. 8 Im Notfall wirkt sie belebend. 9 Ton A, leicht erhöht gesungen. 10 Buchstäblich fast ein Iraner, auch geographisch. 11 Ein Ständchen, das sich für den Abend geizt. 12 Autos, Kampfflugzeuge und ein schwedischer Name. 14 Janice und Julianne, die US-Opernsängerinnen. 15 Manche werden zu Moralisten. 19 Fluss und Süden ergeben in China eine Provinz. 21 So kommt man am schnellsten von innen nach aussen. 24 Sittliches Verhalten hat bei ihr wohl gelitten. 26 Springen aus solcher Höhe ist weniger gefährlich. 27 Sein oder nicht sein - wird dann wohl er sein. 28 Fussballerisch ein Nationalist, wer bei ihr mitfiebert. 31 Serengeti: vornehme Halbnomaden. 32 Zur Papierherstellung wie einst braucht es sie. 33 Treffen, so dann richtig cool. 36 Historische Landschaft in Baden-Württemberg. 38 Besitzanzeigend, auf mich bezogen, mehrfach. 39 Schweizer Behörde, die kurz mal hoch hinaus will. 40 De Meau muss folgen für den wahren Genuss. 41 Rückblickend erkennen wir: Es war Hektik. 44 Zusammenfassend: Zeitzone aus Europas Osten.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 544**

	P			D		D	H	O	T	I				K
A	L	E	M	A	N	I	A		O		E	G	A	L
L	U	X	O	R		A	L	I	G	H	I	E	R	I
E	S	P	E		B	E	S	T	A	E	N	D	I	G
X		O	R	N	A	T		A		I	L	S		A
	B	R	T		R	E	A	L	I	T	A	E	T	
R	U	T	E		E	N	N	I	O		D	R	E	I
	L	I	L	O			G	E	N	A	U		R	
O	L	E		C	H	I	E	N		G	N	A	R	P
M	Y	R	R	H	E		B	E	L	E	G	B	A	R
A		E		S	E	H	E	R		N		R	I	A
S	A	N	D	E	R		R		S	T	E	I	N	E

**Waagrecht** — 3 DHOTI 7 ALEMANIA (span. f. Deutschland) 10 EGAL 13 LUXOR 14 ALIGHIERI 17 ESPE 18 BESTAENDIG 19 ORNAT 20 ILS (Abk. f. Interessengem. Luftfahrt Schweiz) 21 BRT (Bruttoregistertonne) 22 REALITAET 26 RUTE 27 ENNIO (Vorname genannter Personen) 28 DREI 29 LILO 31 GENAU 33 OLE 34 CHIEN (franz. f. Hund) 36 GNARP (Prang = Tempelturm) 39 MYRRHE 40 BELEGBAR 41 SEHER 42 RIA (umgekehrt: air, franz. f. Luft) 43 SANDER 44 STEINE

**Senkrecht** — 1 PLUS 2 DAR 3 DIAETEN 4 HALS 5 TOGA 6 KARI I (Berner Koseform für Karl) 7 ALEX 8 EXPORTIEREN 9 MOERTEL 10 EINLADUNG 11 GEDSER 12 LIGA 15 ITALIENER 16 HEIT 18 BARE (engl. f. bloss, blank) 21 BULLY 23 ANGEWER 24 ION 25 TERRAIN 30 OCHSE 32 AGENT 33 OMAS 35 HEER 37 ABRI (Felsüberhang) 38 PRAE

**Lösungswort** — EINSIEDELEI



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien





## DIE YACHT-MASTER II

Die ultimative Armbanduhr für Segelprofis und der Inbegriff von Kampfgeist und Spitzenleistungen im Segelsport. Als innovativer Regatta-Chronograph ist sie ausgestattet mit einer einzigartigen programmierbaren Countdown-Funktion. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL YACHT-MASTER II

---

# BUCHERER

1888

*bucherer.com*